

Jonathan Voges

» **Selbst ist der Mann** «

DO-IT-YOURSELF UND HEIMWERKEN  
IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND



Wallstein

Jonathan Voges

»Selbst ist der Mann«

Do-it-yourself und Heimwerken  
in der Bundesrepublik Deutschland



Jonathan Voges

»Selbst ist der Mann«

Do-it-yourself und Heimwerken  
in der Bundesrepublik Deutschland

WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der  
Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Abbildung: aus *Selbst ist er Mann* 6 (1962), H. 11, Cover

ISBN (Print) 978-3-8353-3051-1

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4184-5

# Inhalt

1	Einleitung . . . . .	9
1.1	Definition und Relevanz . . . . .	16
1.2	Quellen und Literatur . . . . .	21
2	Sozialgeschichte der »Do-it-yourself-Bewegung«	
2.1	Einleitung . . . . .	29
2.2	Voraussetzungen. . . . .	32
2.2.1	»Samstags wird gebastelt ...« Die Ausdehnung der Freizeit und die Zunahme des Do-it-yourself . . . . .	32
2.2.2	Ermöglichungsraum des Do-it-yourself: das Eigenheim. . .	44
2.2.3	Der Preis des Heimwerkens. Steigende Einkommen und die wachsende Bedeutung des Do-it-yourself . . . . .	55
2.3	»Do-it-yourself« oder die Freude es selbst zu tun. Heimwerken in den 1950er und frühen 1960er Jahren . . . .	61
2.3.1	Das Mutterland des Do-it-yourself. Die USA als Vorbild . .	64
2.3.2	Do-it-yourself in Deutschland und Europa in den späten 1950er Jahren . . . . .	71
2.3.3	»Ehemänner, baut Schubkästen«. Die Aktivitäten der Heimwerker in der Frühzeit . . . . .	75
2.3.4	Lob des Heimwerkens: Gegenmittel gegen Automatisierung und »Manager-Krankheit«? . . . . .	81
2.3.5	Privatisierung der »Arbeitsfreude«: Sozialphilosophische Deutungen des Do-it-yourself . . . . .	88
2.3.6	Do-it-yourself und das »Ethos der Freizeit«. Amerikanisierung bürgerlicher Werte? . . . . .	97
2.3.7	Zwischenfazit . . . . .	109
2.4	Das Do-it-yourself-Fieber greift um sich: Heimwerken seit den 1960er Jahren . . . . .	112
2.4.1	Einleitung . . . . .	112

2.4.2 Agenten der Durchsetzung des DIY: Heimwerkerzentren und Volkshochschulen . . . . .	115
Exkurs 1: Auseinandersetzungen zwischen Hand- und Heimwerkern . . . . .	126
2.5 Der endgültige Durchbruch des Heimwerkens in der Bundesrepublik: 1970er bis 1980er Jahre . . . . .	150
2.5.1 Einleitung . . . . .	150
2.5.2 Do-it-yourself und die Krisen der 1970er Jahre . . . . .	155
2.5.3 Die 1970er als Boomzeit des Heimwerkens: Sozialwissenschaftliche Einordnungen . . . . .	177
2.5.4 Wandel der Heimwerkerdidaktik: »Das können Sie auch!« . . . . .	184
2.5.5 Auf dem Weg zu neuen Horizonten: Heimwerkerpraktiken seit den 1970er Jahren . . . . .	191
2.5.6 »Ein Volk von Bohrern und Bastlern«. Quantitative Ausdehnung des Heimwerkens . . . . .	199
2.5.7 Do-it-yourself in der »Arbeitsgesellschaft«? Heimwerken in der DDR . . . . .	207
2.5.8 Zwischenfazit . . . . .	219
Exkurs 2: Mannsbilder . . . . .	221
2.5.9 »Revolutionäre Heimwerker«: Die »dissidente Kaperung« des Do-it-yourself durch das Alternative Milieu . . . . .	265
2.5.10 Gab es eine »Do-it-yourself-Bewegung«? . . . . .	283
2.5.11 Heimwerken und Umweltbewusstsein . . . . .	287
2.6 Zwischenfazit: »Die Do-it-yourself-Gesellschaft«? Heimwerken in den 1970er und 1980er Jahren . . . . .	299
 3 Der Selbermacher als Verbraucher. Ausgewählte Aspekte zur Konsumgeschichte des Heimwerkens	
3.1 Einleitung . . . . .	305
3.2 Die »Hochrüstung mit Artefakten«. Von der Mehrzweck- zur Einzweckmaschine . . . . .	310
3.3 Taylorismus daheim? Die Heimwerkstatt . . . . .	324
3.4 »Selbstmord« mit Hammer und Säge«. Versicherheitlichung des Konsums am Beispiel des Heimwerkens . . . . .	330

3.5	Heimwerkerkonsum als »Inconspicuous Consumption«? . . . . .	348
3.6	Selbstbedienung aus der Rumpelkammer. Das <i>Bricolage</i> -Lebensumfeld der Heimwerker . . . . .	352
3.7	Fazit . . . . .	361
4	Ein Markt für die Selbermacher. Die Branchengeschichte des Do-it-yourself-Einzelhandels	
4.1	Einleitung . . . . .	363
4.2	Unternehmensgeschichtliche Einzelhandelsforschung am Beispiel von Bau- und Heimwerkermärkten . . . . .	366
4.3	Ein Markt vor dem Markt? Die Deckung der Heimwerkernachfrage von 1957 bis zur Mitte der 1960er Jahre . . . . .	377
4.4	Pioniere der Bau- und Heimwerkermarktbranche in den 1960er Jahren . . . . .	392
4.5	Die Branche formiert sich – Ende der 1960er bis Mitte der 1970er Jahre . . . . .	409
	4.5.1 Die Industrie entdeckt den Heimwerker: Die Entwicklung von Do-it-yourself-Produkten seit den 1950er Jahren . . . . .	412
	4.5.2 »Messekrieg« und <i>boundary work</i> . Die Formung der Do-it-yourself-Branche bis zur Mitte der 1970er Jahre . . . . .	434
	4.5.3 »McDonaldisierung« des Heimwerkermarkts? Franchising als Betriebsform in den 1970er Jahren . . . . .	461
4.6	Der <i>first mover</i> expandiert. <i>Hornbach</i> in den frühen 1970er Jahren . . . . .	469
4.7	Boom und Krise der Branche in den späten 1970er Jahren bis Mitte der 1980er Jahre . . . . .	475
	4.7.1 Auf dem Weg zum Erlebniseinkauf . . . . .	510
	4.7.2 Japanisierung des Baumarkts und der Weg zurück in die Innenstädte . . . . .	520
	4.7.3 Erschließung neuer Kundengruppen . . . . .	528
4.8	Ein Pionier in Zeiten der Krise. <i>Hornbach</i> in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren . . . . .	532
4.9	Fazit . . . . .	560

5 Schluss . . . . .	565
Abkürzungsverzeichnis . . . . .	571
Quellen- und Literaturverzeichnis	
Archivalische Quellen . . . . .	573
Gedruckte Quellen . . . . .	573
Sekundärliteratur . . . . .	605
Danksagung . . . . .	646

# 1 Einleitung

*»Wer sich heute mit Ästhetik beschäftigt, um seine Gegenwart besser zu verstehen, sollte tatsächlich lieber in einen Baumarkt oder einen Supermarkt gehen als ins Museum.«*

Wolfgang Ulrich, Kunstwissenschaftler

Zur *DIY 1978*, der dritten internationalen Heimwerkermesse in Deutschland, holte der Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel weit aus, um einen Anfangspunkt für den Beginn des Heimwerkens zu finden. Als bekennender Bildungsbürger verwies er auf die Weimarer Klassik und einen ihrer bedeutendsten Vertreter: »Der Mann ist Friedrich von Schiller, und das Wort [mit dem dieser das Heimwerken begründete; J. V.] lautet: Die Axt im Haus erspart den Zimmermann. Tell 3. Akt, 1. Szene.«<sup>1</sup> Der britische Humorist Cliff Parker ging in den 1980er Jahren einen (erheblichen) Schritt weiter in der Geschichte zurück, um einen Startpunkt für das Do-it-yourself zu finden: »The history of DIY starts with the Creation. God was the first DIY enthusiast, if only out of necessity. There was nobody around to help, let alone nag.«<sup>2</sup>

Trotz dieser vermeintlich langen Geschichte des Heimwerkens ist davon auszugehen, dass in der Nachkriegszeit ein dezidiert neues Verständnis davon zu beobachten war. Annahmen von der anthropologischen Grundkonstante des Selbermachens hielten Beobachter schon früh entgegen, dass nach 1945 in den Vereinigten Staaten und in der Bundesrepublik Deutschland seit den späten 1950ern ein zuvor nicht gekanntes und deshalb

- 1 Manfred Rommel, Auszüge aus der Eröffnungsrede der *DIY 1978*, in: *HWM (1978)*, H. 10, S. 10. In einem Radiovortrag bezog sich Adorno ebenfalls auf das Schiller-Zitat, das eine der wohl am häufigsten verwendeten Sentenzen im Diskurs über das Do-it-yourself war: »Wilhelm Tell, das abscheuliche Urbild einer knorrigen Persönlichkeit, verkündet, daß die Axt im Haus den Zimmermann erspart, wie denn aus Schillers Maximen eine ganze Ontologie des bürgerlichen Bewußtseins sich kompilieren ließe.« Theodor W. Adorno, *Freizeit*, in: *Ders., Stichworte. Kritische Modelle 2*, Frankfurt a. M. 1978, S. 57-67; hier S. 64.
- 2 Cliff Parker, *How to Avoid DIY. A Killer Disease is Sweeping the Country. Not AIDS, not PMT or EEC but DIY*, London 1984, S. 28.

ungewohntes Phänomen auszumachen war: »Es ist eine alte und doch immer wieder neue Erkenntnis, daß das Do-it-yourself eine typische Erscheinung der Wohlstandsgesellschaft« ist, stellte die seit 1957 erscheinende Heimwerkerzeitschrift *Selbst ist der Mann* 1966 fest.<sup>3</sup> Und auch die William Wilkens Wirtschaftswerbung KG, der wir die erste empirische Erhebung zu den Marktpotentialen des Do-it-yourself in der Bundesrepublik verdanken, behauptete zwar in der Einleitung ihrer Studie, dass es keine »Erscheinung der Gegenwart« sei. »Wir finden in der Literatur der letzten 200 Jahre zahlreiche Hinweise, die sich mit den Vorteilen »der Axt im Hause« befassen.« Gleichzeitig wiesen die Marktforscher aber darauf hin, dass »[h]andwerkliche Hausarbeit als aktive, individuell-schöpferische Freizeitbeschäftigung [...] eine Erscheinung hochindustrialisierter Wirtschaftsorganismen ist«<sup>4</sup> – und damit eine Erscheinung erst der Nachkriegsprosperität in der Bundesrepublik.

Anders als zu vermuten ist, führte der Wohlstand, der der einschlägigen konsumgeschichtlichen Forschung nach in Westdeutschland mit dem Ende der 1950er Jahre erreicht war, nicht dazu, dass man vom Selbermachen Abstand nahm und der Neu- und Fertigkauf zur allein handlungsleitenden Maxime wurde. Vielmehr ist genau in diesen Jahren der Anfangspunkt dessen zu sehen, was von Beobachtern und Analysten der verschiedenen akademischen Disziplinen und Medien bald die »Do-it-yourself-Bewegung« genannt werden sollte – wobei der Anglizismus im Titel sowohl deren Novität und Modernität betonen als auch deren Herkunft, eben die USA, kenntlich machen sollte. »Wenn ich von meiner Umgebung auf die Neue Welt schließen darf, so ist sie immer noch energisch mit ihren Händen am Werk, trägt aber Handschuhe dabei«, berichtete 1953 mit dem Gestus kultureller Überlegenheit Peter von Zahn von seinen Erfahrungen aus den USA.<sup>5</sup>

»Nicht immer kann der Bewohner der Neuen Welt seine Pionierinstinkte im eigenen Busch und auf dem eigenen Kartoffelfeld befriedigen. Deshalb will doch wenigstens jeder mit den eigenen Händen anfertigen, was in der Alten Welt eine Fülle hochspezialisierter Handwerker beschäftigt. Es gibt wenige Amerikaner, die nicht die Wände ihres Wohnzimmers selber anstreichen, und zwar möglichst mit verschiedenen Far-

3 O. A., Do-it-yourself mehr denn je!, in: *Selbst ist der Mann* 10 (1966), H. 9, S. 3.

4 William Wilkens Wirtschaftswerbung KG, *Do-it-yourself – ein Markt mit Zukunft*, Hamburg 1961, S. 9 ff.

5 Peter von Zahn, *Fremde Freunde. Bericht aus der Neuen Welt*, Hamburg 1953, S. 217.

ben. Daß man sein eigener Installateur und Elektriker ist, versteht sich beinahe von selber. Nicht nur, weil's billiger ist, auch weil es mehr Spaß macht [...].<sup>6</sup>

Worüber sich der bundesrepublikanische Beobachter Anfang der 1950er Jahre noch wunderte, dass eine »Gesellschaft im Überfluß«<sup>7</sup> daranging, Dinge selber zu tun, war schon zehn Jahre später eine Alltagspraxis, für die es auch in Westdeutschland eine eigene Publikationsinfrastruktur und erste spezialisierte Produkte auf Grundlage vormaliger professionell verwendeter Handwerkermaschinen und -werkzeuge gab. Zwanzig Jahre später fanden sich in der Bundesrepublik die ersten auf den Do-it-yourself-Bedarf zugeschnittenen Einzelhandelsbetriebe und neben dem Begriff des Do-it-yourself hatte sich der Neologismus des *Heimwerkens* zu einem Begriff der Alltagskultur entwickelt. Wiederum zehn Jahre darauf waren spezialisierte Do-it-yourself-Einzelhandelsbetriebe in der ganzen Bundesrepublik verbreitet, mehr als die Hälfte der Bundesbürger und zunehmend auch der Bundesbürgerinnen gab an, häufiger im Sinne des Do-it-yourself aktiv zu werden, und das professionelle Handwerk sah sich durch die Konkurrenz selber machender Laien bedroht. Ob damit tatsächlich der Wechsel der eigenen Tapete wichtiger wurde als ein Regierungswechsel, wie es der britische Konsumhistoriker Frank Trentmann provokativ formuliert,<sup>8</sup> bleibt zu hinterfragen. Feststeht zumindest, dass der Tapetenwechsel (und damit auch andere Do-it-yourself-Aufgaben) für die (zumeist männlichen)

6 Ebd., S. 318. Die William Wilkens Wirtschaftswerbung KG wiederum wendete sich gegen die These des amerikanischen Ursprungs des Do-it-yourself: »Vorweg: es ist keine amerikanische Erfindung. Aus den USA kommt einzig der Name, ferner die systematische wirtschaftliche Nutzung des Hanges zum ›Selbermachen‹.« William Wilkens Wirtschaftswerbung KG, Do-it-yourself, S. 9.

7 So die Übersetzung des Titels von John Kenneth Galbraith, *Gesellschaft im Überfluß*, München u. Zürich 1959. [Im Original: *The Affluent Society*] Galbraith versuchte in diesem Buch seine Forderung zu untermauern, dass eine neue Wirtschaftswissenschaft nottäte, die nicht mehr von prinzipieller und weitverbreiteter Armut, sondern von einem alle Schichten erfassenden Wohlstand geprägt wäre. Diskursmächtig in der Bundesrepublik dürfte aber wohl vor allem der sprechende Titel der Publikation geworden sein, der nicht nur als Signum der amerikanischen Situation gedeutet, sondern auch als Menetekel für die weitere Entwicklung der Bundesrepublik verstanden wurde. Auf eine derartige Deutung lässt schon die nicht ganz korrekte Übersetzung des englischen Begriffs »affluent« im deutschen Titel schließen, der eigentlich nur »wohlhabend« oder »reich« bedeutet, nicht jedoch das stärker pejorative »im Überfluß«.

8 Vgl. Frank Trentmann, *The Politics of Everyday Life*, in: Ders. (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the History of Consumption*, Oxford u. New York 2012, S. 521-547; hier S. 522.

Bundesbürger derart wichtig geworden war, dass sie bereit waren, dafür große Mengen an Geld und Freizeit einzusetzen und dass sie sich diesen Aufgaben mit mehr Inbrunst und Freude widmeten als der Wahrnehmung ihres politischen Wahlrechts.

Genau um diese Entwicklung soll es im Folgenden gehen. Wie wurde aus einer von bundesrepublikanischen USA-Korrespondenten belächelten Freizeitaktivität überheblich bäugter Amerikaner eine in der Bundesrepublik massenhaft ausgeübte Praxis? In welcher Beziehung stand das Do-it-yourself zur Arbeits- und zur Konsumgesellschaft in Westdeutschland? Welche Männlichkeitsbilder transportierte das Do-it-yourself und wie wandelten sich diese? Welche Akteure waren die Trägergruppen des Heimwerkens und wie diffundierte diese Freizeitpraxis durch die unterschiedlichen Gesellschaftsschichten? Veränderten sich auf diesem Weg die damit verbundenen Sinnstiftungen? Wie gestaltete sich das Verhältnis zwischen heimwerkenden Laien und dem professionellen Handwerk seit den 1950er bis in die 1980er Jahre? Welche Unternehmen nahmen sich der neuen Nachfrage der Heimwerker an, welche Unternehmensstrategien, Betriebs- und Vertriebstypen setzten sich in der Do-it-yourself-Branche durch und wie verliefen die Absatzbewegungen zu den traditionell mit einem ähnlichen Angebot befassten Einzelhandelsbranchen?

Grundlegende Überlegung bei der Bearbeitung all dieser Fragestellungen ist die Annahme, dass sich die Untersuchung moderner Freizeitaktivitäten nur auf integrativem Weg unterschiedlicher geschichtswissenschaftlicher Ansätze schreiben lässt.<sup>9</sup> Freizeit und ihre Gestaltung sind dabei sowohl von der sozialen Lage beeinflusst als auch von der Berufsarbeit abhängig. Zudem ist Freizeit in den meisten Fällen auch Konsumzeit. Zum dritten ist Freizeit ein Geschäft für Unternehmen, die auf der einen Seite von Freizeitströmungen durch ein spezifisches Sortiment profitieren wollen, auf der anderen Seite aber auch durch eben dieses Sortiment die Ausweitung und Verbreiterung bestimmter Freizeitaktivitäten erst ermöglichen und diese (mit)prägen.

Doch zeigt sich insbesondere im Do-it-yourself, dass Freizeit keinesfalls bedeutet, dass sich nur der Muße, dem Nichtstun oder dem Spiel hingeeben würde. Der Kritik Peter-Paul Bänzigers an einer allzu linearen

9 Ähnlich beschreiben es auch Berghoff und Spiekermann für eine künftige Konsumgeschichte. Vgl. Hartmut Berghoff u. Uwe Spiekermann, *Taking Stock and Forging Ahead. The Past and Future of Consumption History*, in: Dies. (Hrsg.), *Decoding Modern Consumer Societies*, New York 2012 (= *Worlds of Consumption*), S. 1-13; hier S. 4.

Übergangsgeschichte von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft kann so anhand eines konkreten Beispiels, das beide Bereiche berührt, empirisch nachgegangen werden.<sup>10</sup> Das Heimwerken lässt sich unter der Perspektive einer erweiterten Geschichte der Arbeit verhandeln, wie sie zum Beispiel und vor allem Jürgen Kocka vertritt. Dessen recht weite Definition von Arbeit als »a purposeful application of physical and mental forces in order to fulfill needs (or something like this)«<sup>11</sup> ist offen auch für Arbeiten, die in der Freizeit verrichtet wurden – und grenzt sich damit von Ansätzen ab, die unter Arbeit lediglich Erwerbsarbeit verstehen.<sup>12</sup> Wenn Kocka die Entwicklungen des »langen 19. Jahrhunderts« beschreibt und dabei für den Wandel des Verständnisses von Arbeit vor allem auf zunehmende Vermarktlichung, die Trennung von Arbeitsort und Wohnort (und damit auch die Entfamiliarisierung von Arbeit), die geschlechtliche Kodierung, die Entstehung von Klassegegensätzen und die Regulierung von Arbeit abhebt,<sup>13</sup> so kann das Do-it-yourself als Aktivität verstanden werden, bei der die Akteure zumindest einen Teil dieser Entwicklungen partiell rückgängig machten und durch die Praxis des Heimwerkens zu einem Zustand handwerklicher, ganzheitlicher und eigenverantwortlicher Tätigkeit zurückzukehren versuchten – die darüber hinaus noch am und im eigene Wohnumfeld erfolgte und der Familie direkt zugutekommen sollte. Es diene ihnen dazu, Prozessen von »Entfremdung« entgegenzuwirken, die mit der Entstehung der modernen Industriegesellschaft verbunden waren.<sup>14</sup> Dass man das Do-it-yourself als Kompensation für in der Berufsarbeit erlebte Entfremdungserfahrungen verstand, ist eine der Hauptthesen, die innerhalb der Arbeit dargelegt wird – ohne

10 Vgl. zu dieser Kritik Peter-Paul Bänziger, Von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft? Kritik eines Leitmotivs der deutschsprachigen Zeitgeschichtsschreibung, in: *Zeithistorische Forschungen* 12 (2015), H. 1. Online-Ausgabe: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2015/id%3D5179>; aufgerufen am 2. 7. 2015.

11 Jürgen Kocka, Work as a Problem in European History, in: Ders. (Hrsg.), *Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective*, New York u. Oxford 2012 (= *New German Historical Perspectives* 3), S. 1-15; hier S. 2. Für einen ähnlich weiten Arbeitsbegriff vgl. auch Andrea Komlosy, *Arbeit. Eine globalhistorische Perspektive*. 13. bis 21. Jahrhundert, Wien 2014, S. 11.

12 Zu dieser Kritik vgl. auch Kocka, *Work*, S. 8.

13 Vgl. ebd., S. 7f.

14 Zur Marx'schen Entfremdungsbegrifflichkeit und deren Anwendung (auch ohne Bezug auf Marx) in unterschiedlichen Diskursen über Arbeit vgl. auch Komlosy, *Arbeit*, S. 29. Für einen zeitgenössischen Beitrag zur Diskussion des Entfremdungsbegriffs anhand einer sozialphilosophischen Auseinandersetzung mit dem Alltagsleben vgl. auch Henri Lefebvre, *Kritik des Alltagslebens*, Kronberg/Ts. 1977, insbesondere S. 60 ff.

dass deshalb der zuweilen arg moralisierenden Rhetorik gefolgt würde, die im Do-it-yourself das Potential sah, »das Individuum von den langweiligen und sich routinemäßig wiederholenden Dienstleistungen zu befreien« und so der eintönigen »Splitterarbeit« entgegenzuwirken.<sup>15</sup> Freizeit, ein auch in der seit den 1950er Jahren beschriebenen »Arbeitsgesellschaft« wichtiger Lebensbereich, soll hingegen als bedeutender Faktor moderner Gesellschaften interpretiert werden. Die Spannung oder der Widerspruch zwischen »emphatic concepts of work in Western Enlightenment tradition on the one hand and the reality of work as it developed in the century of industrialization«<sup>16</sup> konnte durch das Do-it-yourself jedenfalls ein Stück weit zurückgenommen werden.

Dieser integrativen Perspektive auf Freizeit gehe ich in dieser Arbeit am Beispiel des Heimwerkens bzw. des Do-it-yourself nach. Die Arbeit folgt dabei einem dreischrittigen Vorgehen. In einem sozial- und kulturgeschichtlichen Kapitel werden Trägergruppen und Praxen, Konflikte und Geschlechterkonstruktionen,<sup>17</sup> Aneignungen und Protestpotentiale des Do-it-yourself-Gedankens analysiert. Es geht also um eine historische Analyse der »Kultur« des Do-It-Yourself«. Diese war keinesfalls statisch, die Untersuchung der

»angesammelten und sedimentierten Gewißheiten darüber, wie und warum man Dieses und Jenes womit und unter Berücksichtigung wovon selber ›machen‹ kann und – dem normativen Anspruch nach – auch selber ›machen‹ sollte«,<sup>18</sup>

15 Vgl. z. B. Michel David, Die Dienstleistungen in der modernen Gesellschaft, in: Donald Brinkmann (Hrsg.), »Do-it-yourself« und der Handel, Rüschnikon 1958 (Schriftenreihe der Stiftung Im Grüene 10), S. 9-30; hier S. 28 f.

16 Kocka, Work, S. 9. Zur Forderung, Arbeit auch außerhalb der Berufstätigkeit verstärkt in den Blick zu nehmen, vgl. ders., Arbeit im historischen Grundriss, in: Belinda Davies, Thomas Lindenberger u. Michael Wildt (Hrsg.), Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen, Frankfurt a. M. 2008, S. 445-457; hier S. 453 f.

17 Zur Einforderung einer Freizeitgeschichte, die eine »more explicit and focused history of masculinity« sein könnte, vgl. Rudy Koshar, Seeing, Traveling, and Consuming. An Introduction, in: Ders. (Hrsg.), Histories of Leisure, Oxford u. New York 2002, S. 1-24; hier S. 6. Koshar nennt für eine derartige Geschichte männlicher Freizeiten das Do-it-yourself als mögliches Untersuchungsgebiet, geht allerdings nicht näher darauf ein. Vgl. ebd., S. 20.

18 Anne Honer, Die Perspektive des Heimwerkers. Notizen zur Praxis lebensweltlicher Ethnographie, in: Detlef Garz u. Klaus Krainer (Hrsg.), Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen, Opladen 1991, S. 319-340; hier S. 324.

bedarf einer zeitgeschichtlichen Vertiefung. Wer was womit machen konnte oder sollte, wandelte sich von den 1950er bis in die 1980er Jahre grundlegend – ebenso wie die mit den spezifischen Praktiken verbundenen Deutungen.

In einem zweiten Abschnitt, der quasi als Scharnierkapitel fungiert, werden spezifisch heimwerkerrelevante Konsummuster beispielhaft an unterschiedlichen Themenfeldern akzentuiert. Denn zwar ist der Kritik zuzustimmen, dass nicht der Fehler gemacht werden sollte, dass alle »Formen nicht-entfremdeter Produktion de[m] Konsum[...] zugeschrieben würden«. <sup>19</sup> Dass Heimwerker jedoch spezifischen Konsummustern folgten, kann in diesem Kapitel belegt werden. Im dritten Großkapitel erfolgt eine branchengeschichtliche Analyse des Bau- und Heimwerkermarktes als Einzelhandelstypus.

Jedes dieser Kapitel ist auch separat für sich lesbar, Wiederholungen lassen sich deshalb nicht immer vermeiden; erst zusammen gelesen ergibt sich allerdings der integrierte Blick auf ein neues Freizeitphänomen der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit. Diese Zusammenführung unterschiedlicher geschichtswissenschaftlicher Perspektiven wirkt sowohl der Entökonomisierung der Kulturgeschichtsschreibung entgegen, die Jakob Vogel und Hartmut Berghoff monieren. <sup>20</sup> Gleichzeitig ist sie der kultur- und sozialgeschichtlichen Kontextualisierung der Unternehmensgeschichte verpflichtet. Die Unternehmen der Do-it-yourself-Branche werden so mit der »Do-it-yourself-Bewegung« zusammengeführt, deren wechselseitige Beeinflussung wird beschreibbar und die Einbettung von Unternehmen in die sie umgebende Gesellschaft thematisiert.

Der geographische Fokus der Untersuchung liegt auf der Bundesrepublik; die USA, als immer wieder zitiertes Mutterland des Do-it-yourself, bilden die Folie, vor der sich die bundesrepublikanischen Entwicklungen eingehender analysieren lassen. Blicke in andere europäische Nationen, in die DDR, in die Sowjetunion und nach Japan verdeutlichen die Spezifika beziehungsweise die allgemeinen Trends des Do-it-yourself in Westdeutschland. Auch wenn ein systematischer Vergleich in der Arbeit nicht angestrebt wird, so lassen sich die Entwicklungen in der Bundesrepublik auf diese Weise jedoch kontextualisieren und innerhalb der länderübergreifenden Entwicklungen einordnen.

<sup>19</sup> Bänziger, Konsumgesellschaft, S. 11.

<sup>20</sup> Vgl. Hartmut Berghoff u. Jakob Vogel, Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Ansätze zur Bergung transdisziplinärer Synergiepotentiale, in: Dies. (Hrsg.), Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels, Frankfurt a. M. u. New York 2004, S. 9-41.

All diese geschichtswissenschaftlichen Zugänge erfordern spezifische Quellenkorpi und verorten sich in einem jeweils eigenen Forschungskontext. Bevor die Quellen und die Forschungsliteratur zu den einzelnen Kapiteln vorgestellt werden kann, muss der Forschungsgegenstand, die »Do-it-yourself-Bewegung«, abgegrenzt, definiert und dessen Relevanz für eine umfassendere Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland herausgestellt werden.

## 1.1 Definition und Relevanz

Als Grundlage für die Definition dessen, was in dieser Arbeit unter Do-it-yourself verstanden werden soll, ziehe ich eine wirtschaftswissenschaftliche Begriffsbestimmung heran, die Jochen Zschocke der ersten wissenschaftlichen Arbeit, die in der Bundesrepublik Deutschland zum Do-it-yourself erschienen ist, vorangestellt hat:

»Das Do it yourself umfaßt alle Tätigkeiten produktionswirtschaftlicher Art, die jemand im Rahmen seines privaten Haushalts ausübt, die jedoch bei dem gegenwärtigen Stand der Arbeitsteilung bereits zum überwiegenden Teil aus dem Bereich des Haushalts herausgenommen und gewerblichen Betrieben übertragen waren.«<sup>21</sup>

Tätigkeiten wie »Zubereitung der Speisen, Hausreinigung, Kleiderpflege etc.« gehörten für Zschocke nicht in den Bereich des Do-it-yourself, weil der Haushalt für sie zwar »gewerbliche Institutionen« beschäftigen könnte, er (oder besser die Hausfrau) sie aber zum Großteil selbst ausführte.<sup>22</sup> Bei diesen Aktivitäten läge noch nicht der Fall vor, dass sie an familienfremde Organisationen oder Personen ausgegliedert worden waren und man sie nun im Zuge des Do-it-yourself in den Haushalt zurückgeholt hätte. Die Definition dessen, was als Do-it-yourself zu bezeichnen war, hing also vom jeweiligen Stand der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ab; was man in den USA als Do-it-yourself ansah, war in der Bundesrepublik noch Teil alltäglicher hauswirtschaftlicher Praktiken. Zschocke nannte dazu das

21 Jochen Zschocke, Die distributionswirtschaftliche Bedeutung des amerikanischen »Do it yourself-Prinzips« und seine Anwendungsmöglichkeiten in der Bundesrepublik Deutschland. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln, Köln 1958, S. 9.

22 Ebd., S. 10.

»Konservieren von Lebensmitteln«, das mit der Zeit seinen Status als Notwendigkeit einbüßte und deshalb zur freiwilligen Beschäftigung wurde.<sup>23</sup>

Diese umfassende Definition von Zschocke soll im Folgenden eingeschränkt werden – ganz im Einklang mit der Begriffsverwendung in der Bundesrepublik. Unter Do-it-yourself verstand man zunächst die Tätigkeiten, für die sich seit den 1960er Jahren der Begriff des Heimwerkens einbürgerte. Worum es also geht, sind Tätigkeiten handwerklicher Art, die nicht ausgebildete Personen – Heimwerker – am und im eigenen Haus oder in der eigenen Wohnung ausführten.<sup>24</sup> Es geht also ganz konkret ums Tapezieren, Anstreichen, Schreinern, Bohren, Sägen, Verlegen von Teppichböden, Selbstproduktion von Möbeln und dergleichen mehr.<sup>25</sup>

Eine vom Material ausgehende Definition würde dementsprechend besagen, dass unter Do-it-yourself all jene Tätigkeiten verstanden werden, für die Bau- und Heimwerkermärkte seit den 1970er Jahren das entsprechende Material, die benötigten Maschinen und die unerlässlichen Hilfsmittel zur Verfügung stellten. Eine akteurszentrierte Begriffsbestimmung wiederum subsummierte unter Do-it-yourself all jene Praxen handwerklicher Art jenseits von Berufsarbeit, die zur Instandhaltung, Verschönerung und Aufwertung des eigenen Heims ausgeführt werden.

Randbereiche, die die Arbeit ebenfalls streift, sind Gartenarbeit, Autoreparaturen und das Basteln beziehungsweise das Kunsthandwerk. All jenen Praktiken war gemeinsam, dass sie neben den tatsächlichen Ergebnissen auch einen sozialen und mentalen Mehrwert beinhalteten, den der Ökonom Tibor Scitovsky wiederum in einer wirtschaftswissenschaftlichen Studie Anfang der 1990er Jahre ebenso pointiert wie ironisch zusammenfasste:

23 Vgl. ebd.

24 Die William Wilkens Wirtschaftswerbung KG definierte das Do-it-yourself ähnlich lautend als »handwerkliche Hausarbeiten, wie sie in jedem Haushalt auftreten und selbst ausgeführt werden können«. William Wilkens Wirtschaftswerbung KG, Do-it-yourself, S. 11. Insbesondere die Verwendung des Begriffs »Hausarbeiten« führte jedoch zur Kritik durch aktive Heimwerker, worauf im Folgenden noch einzugehen sein wird.

25 Es werden also genau jene Bereiche betrachtet, die bei Oldenzil und Hård nicht vorkommen, auch wenn sie an zahlreichen Stellen in ihrem interessanten, Technik- und Kulturgeschichte zusammenführenden Buch von »do it yourself« sprechen; was sie behandeln, sind aber im Grunde nur die Anfertigung von Kleidungsstücken und unterschiedliche Küchenpraktiken. Vgl. Ruth Oldenzil u. Mikael Hård, Consumers, Tinkerers, Rebels. The People Who Shaped Europe, London 2013 (= Making Europe. Technology and Transformations, 1850-2000).

»Do-it-yourself-activity was the answer to the prayers of men bored by their jobs, surfeited by comfort, having more freetime than they knew what to do with, sticking to the Puritan value system that sets work ahead of leisure, and believing that anything whose value can be expressed in money must be more precious than all else whose value cannot be so expressed.«<sup>26</sup>

Scitovsky machte auf eine weitere Besonderheit bei der Definition des Do-it-yourself aufmerksam; es handelte sich um ein Phänomen der Wohlstandsgesellschaft der amerikanischen und später auch der europäischen Nachkriegszeit. Vormodernes Selbermachen, der Zwang zum Improvisieren in Kriegs- und Notkriegszeiten fällt damit aus der Definition dieser dezidiert als Freizeit gekennzeichneten Aktivitäten heraus.

Andere Begrifflichkeiten, die man auf das Do-it-yourself applizierte, waren teilweise älteren Ursprungs, erhielten aber in den 1950er Jahren neue Bedeutungszuschreibungen. Das Schiller-Zitat mäanderte ebenso durch die Debatten zum Do-it-yourself wie die Wendung »Selbst ist der Mann«, die dem größten und bedeutendsten Do-it-yourself-Magazin der Bundesrepublik den Titel gab. Auch wenn die Redensart schon seit dem 17. Jahrhundert im deutschen Sprachraum verbreitet war,<sup>27</sup> diente sie seit den späten 1950ern als deutsches Äquivalent zum anglophonen »do it yourself«. Der Begriff des Heimwerkens wird innerhalb der Arbeit einer eigenen begriffsgeschichtlichen Herleitung unterzogen, inkorporierte er doch bedeutungsvolle Elemente eines spezifischen Verständnisses von Arbeit (wie sie im Werkbegriff enthalten sind) und transferierte diese in die Freizeit.<sup>28</sup>

Während zeitgeschichtliche Arbeiten zum Do-it-yourself noch ein Desiderat darstellen,<sup>29</sup> finden sich vor allem in der englischsprachigen

26 Tibor Scitovsky, *The Joyless Economy. The Psychology of Human Satisfaction*, New York u. Oxford 1992, S. 284.

27 Vgl. dazu Lutz Röhrich, selbst, in: Ders., *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Band 3, Freiburg u. a. 1994, S. 1464-1465.

28 Vgl. Jonathan Voges, (Arbeits-)Ethos der Freizeit? Do-it-yourself und Heimwerken und der Wertewandel der Arbeit, in: Bernhard Dietz u. Jörg Neuheiser (Hrsg.), *Wertewandel in der Wirtschaft und der Arbeitswelt. Arbeit, Leistung und Führung in den 1970er und 1980er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland*, München 2016, S. 73-94.

29 Vgl. in Ansätzen jetzt die konzeptionellen Überlegungen von Reinhild Kreis, *Why not Buy? Making Things Oneself in an Age of Consumption*, in: *Bulletin of the GHI* 56 (2015), S. 83-97. Zum US-amerikanischen Do-it-yourself vgl. den reich bebilderten und eher populärwissenschaftlich ausgerichteten Band des *National Building Museums*, Washington D.C. von Carolyn M. Goldstein, *Do-it-yourself. Home Improvement in the 20<sup>th</sup>-Century America*, New York 1998.

sozialwissenschaftlichen Forschung erste Arbeiten zum Thema. Insbesondere Elizabeth Shove und ihre Mitautoren stellen dabei die zentrale Bedeutung des Do-it-yourself heraus.<sup>30</sup> Auch wenn sie zum Teil wenig überzeugende Thesen formulieren (so die Annahme, dass Do-it-yourself ein typisch britisches Phänomen und Amerikanern unbekannt sei)<sup>31</sup> und es sich bei ihrem Ansatz vor allem um einen gegenwartorientierten Zugang handelt,<sup>32</sup> stellen die AutorInnen doch die Relevanz des Themas treffend heraus. Gerade das Do-it-yourself sei ein Bereich, in dem sich Beziehungen zwischen Akteuren, ihren spezifischen Kompetenzen und den verwendeten Materialien analysieren ließen.<sup>33</sup> Darüber hinaus sei das Do-it-yourself transformativ – und das auf zweierlei Weise, veränderten sich im Rahmen der damit verbundenen Tätigkeiten doch sowohl das Material als auch die Personen selbst.<sup>34</sup> Hinzuzufügen wäre die zu Beginn der 1950er Jahre noch unerwartbare Ausdehnung dieser Freizeitaktivität, bis sie in den 1980er Jahren mehr als zwei Drittel aller Bundesbürger regelmäßig ausübten.<sup>35</sup>

Gerade diese weite Verbreitung in der bundesrepublikanischen (und nicht nur in dieser) Gesellschaft lässt eine zeitgeschichtliche Analyse des Phänomens wünschenswert erscheinen – vor allem, wenn man bedenkt, dass sich ausgehend vom Do-it-yourself zahlreiche Themen der Geschichte der Bundesrepublik neu akzentuieren lassen. Heimwerken und Do-it-yourself bietet nicht nur eine Perspektive auf die noch immer viel zu wenig erforschte Geschichte der Freizeit und ihrer Verwendung,<sup>36</sup> sondern lässt auch Einblicke in die Kulturgeschichte der Arbeit, in die Geschlechtergeschichte, in

30 Vgl. Elizabeth Shove, Matthew Watson, Martin Hand u. a., *The Design of Everyday Life*, Oxford u. New York 2007 (= *Cultures of Consumption*), S. 43.

31 Vgl. ebd., S. 45.

32 Vgl. ebd., S. 44.

33 Vgl. ebd., S. 43.

34 Vgl. ebd., S. 44.

35 Gerade die Betrachtung des Heimwerkens in den 1970er und 1980er Jahren kommt der gegenwärtig in der Zeitgeschichtsforschung erhobenen Forderung nach, diese Jahrzehnte nach ihrer anfänglich vor allem wirtschaftsgeschichtlichen Vermessung nunmehr auch genaueren sozial- und kulturgeschichtlichen Analysen zu unterziehen. Vgl. zu diesem Plädoyer Benjamin Möckel, *Historikertag 2014: Zeitgeschichte*, in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/type=diskussionen&id=2543&view=pdf>; aufgerufen am 16. 3. 2014, S. 2.

36 Zu den Potentialen einer Geschichte der Freizeit vgl. John Walton, *Histories of Leisure in the British Setting. Approaches and Controversies*, in: Hans Jörg Gilomen, Beatrice Schumacher u. Laurent Tissot (Hrsg.), *Freizeit und Vergnügen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert*, Zürich 2005 (= *Schweizerische Gesellschaft für Sozialgeschichte* 20), S. 11-22; hier S. 11 u. Steven M. Gelber, *Hobbies and the Culture of Work in America*, New York 1999.

die Unternehmensgeschichte des Einzelhandels und andere Themenfelder zu, die im Folgenden wenigstens angedeutet und zum Teil ausführlich behandelt werden.

Die »normalization of DIY« fand dabei keineswegs erst mit Heimwerkersendungen im Fernsehen und Heimwerkerhilfen im Internet statt, wie Shove vermutet,<sup>37</sup> sondern lässt sich schon früher beobachten. Anstatt eine »Normalität« des Heimwerkens zu postulieren, sollte der dazu führende Prozess analysiert und dabei Konflikte, die bei dieser Entwicklung auftraten, mitberücksichtigt werden. Der seit den 1980er Jahren nicht enden wollende und durch die Wiedervereinigung 1989/90 nochmals an Bedeutung gewinnende Heimwerkerboom in der Bundesrepublik war keine Zwangsläufigkeit, sondern muss erklärt werden. Und diese Erklärung ist nur dann stichhaltig, wenn alle beteiligten AkteurInnen mit einbezogen werden: Heimwerker, ihre Ehefrauen und Familien, Betreiber von Bau- und Heimwerkermärkten und Eisenwarenhändler, Hersteller von Maschinen und Materialien, Verbraucherschützer, Handwerker, Mitglieder des Alternativen Milieus der 1970er und 1980er Jahre, Do-it-yourself-Pädagogen und schließlich der Staat, der ebenfalls aus Sorge um die Bürger (oder zur Wahrung der Interessen traditioneller Marktteilnehmer) regulierend in das Do-it-yourself einzugreifen versuchte.

Um das Phänomen Do-it-yourself und das eigentliche Tun der Heimwerker verorten zu können, ist es wichtig, die Praktiken nicht nur zu beschreiben, sondern sie und ihre Deutungen immer vor deren zeit-historischem Kontext zu betrachten. Zunehmender Wohlstand und wachsende Freizeit in den späten 1950er und 1960er Jahren stehen ebenso in einem Zusammenhang zum Do-it-yourself wie die ubiquitäre Krisenrhetorik in den 1970er und frühen 1980er Jahren; der Wandel der Arbeitswelt war ebenso wichtig für das Heimwerken wie die Rede von der entstehenden »Freizeit-« oder »Erlebnisgesellschaft«.<sup>38</sup>

37 Shove/Watson/Hand, Design, S. 49.

38 Im »Projekt des schönen Lebens« wurde Do-it-yourself zu einer der Aktivitäten, die man nicht nur tat, weil man auf deren positives Ergebnis aus war, sondern auch, um bei der Aktivität etwas zu erleben. Vgl. Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. M. u. New York 1993, S. 41. Zur zeithistorischen Würdigung des Theorems der »Erlebnisgesellschaft« vgl. Manfred Görtemaker, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 2004, S. 516 f. u. Andreas Wirsching, Eine »Ära Kohl«? Die widersprüchliche Signatur deutscher Regierungspolitik 1982-1998, in: AFS 52 (2012), S. 667-684; hier S. 671.

## 1.2 Quellen und Literatur

### Sozial- und Kulturgeschichte

Eine der zentralen Quellen in diesem Kapitel ist die Zeitschrift *Selbst ist der Mann*, die als berühmteste und am weitesten verbreitete Heimwerker- und Do-it-yourself-Illustrierte angesehen werden kann und die aus diesem Grund als Leitmedium für die Praxis des Heimwerkens ausgewertet wird. Dies geschieht von der ersten Ausgabe 1957 bis in die 1980er Jahre hinein.<sup>39</sup> *Selbst ist der Mann* und die ähnlich aufgemachte Zeitschrift *Selber machen* fanden Mitte der 1980er Monat für Monat 350 000 Käufer, waren also überaus populäre Medien.<sup>40</sup> Von besonderem Interesse ist dabei, wie die Redakteure der Zeitschrift, selbst bekennende Heimwerker, das Do-it-yourself in der Bundesrepublik einführten und begründeten. Welche Sinndeutungen verbanden sie damit? Wie legitimierten sie ihr Tun? Auf einer basaleren Ebene lässt sich anhand dieser Quelle erschließen, welche Projekte die Heimwerker auf sich nahmen, welche Produkte sie verwendeten und wie sich die Möglichkeiten des Selbermachens von den 1950er bis in die 1980er Jahre hinein wandelten. Darüber hinaus enthalten die Ausgaben der Zeitschrift auch Erfahrungsberichte von Heimwerkern, die (freilich redaktionell gefilterte) Hinweise auf deren Selbstwahrnehmung geben können.

Eine ähnliche Quellengattung ist die für dieses Kapitel ebenfalls hinzugezogene Heimwerkerliteratur in Form von Ratgebern, Anleitungen und *How-to*-Büchern. Auch an ihnen lassen sich, neben den konkret zu erledigenden Aufgaben, die Selbstverortungen der Heimwerker in der sie umgebenden Gesellschaft herauslesen und analysieren.

Weitere Materialien, auf die in diesem Kapitel zurückgegriffen wird, sind sozialwissenschaftliche Studien. Hierbei sind zwei große Themen-

39 Diese Zeitschrift gehört somit zum großen Arsenal der bundesrepublikanischen »Publikumszeitschriften« (1986 gab es immerhin 1208 unterschiedliche Magazine), die ihrerseits noch nicht hinreichend geschichtswissenschaftlich erforscht worden sind, wie Norbert Frei herausgestellt hat. Vgl. Norbert Frei, *Die Presse*, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), *Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*. Band 4: Kultur, Frankfurt a. M. 1989, S. 370-416; hier S. 394. Anfang der 1960er Jahre gaben immerhin fast die Hälfte der Heimwerker an, derartige Zeitschriften gelegentlich oder regelmäßig zu konsultieren. Vgl. William Wilkens *Wirtschaftswerbung KG, Do-it-yourself*, S. 28.

40 Vgl. dazu Klaus-Peter Kerbusk, »Drastisch und von Dauer«. Die Do-it-yourself-Welle, in: Stephan Burgdorff (Hrsg.), *Wirtschaft im Untergrund*, Reinbek bei Hamburg 1983, S. 75-90; hier S. 89.

komplexe zu benennen: Zum einen geht es um sozialphilosophische Studien, die das Verhältnis von Arbeit und Freizeit zueinander zu bestimmen suchen, und den vergleichsweise großen Korpus an freizeitsoziologischer Literatur mit ihrer eigenen Begriffsbildung – die auf ihre zeitgeschichtliche Verwendbarkeit hin befragt wird.<sup>41</sup> Zum anderen werden zahlreiche Studien herangezogen, die auf konkreter Umfrageforschung beruhen und die sich vor allem dem Umstand verdanken, dass das Do-it-yourself ein großer Teilbereich des Freizeitmarktes war – Erkenntnisse über Markt- und Kundenstrukturen waren also nicht nur für die universitäre Sozialwissenschaft von Bedeutung, sondern ihre Ergebnisse waren auch am Markt abzusetzen. Gerade die ökonomische Verwertbarkeit der erhobenen Daten führte seit den 1970er Jahren zu einem regelrechten Boom der Erforschung des Do-it-yourself und der unterschiedlichen Heimwerkergewohnheiten – eine Marktforschungsinflation, die zu recht disparaten Ergebnissen geführt hat.<sup>42</sup> Der marketingrelevante Ursprung dieser Arbeiten wird in diesem Kapitel ebenso reflektiert wie die unterschiedlichen Fragemethoden und Fragestellungen, die zu den unterschiedlichen Ergebnissen geführt haben. Dies bedeutet nicht, dass auf deren Befunde verzichtet würde, vielmehr werden diese auf Grundlage anderer Quellen

41 Vgl. Rüdiger Graf u. Kim Christian Priemel, *Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin*, in: VfZ 59 (2011), H. 4, S. 479-505. Die Autoren kritisieren die Übernahme sozialwissenschaftlicher Konzepte wie den Übergang von der industriellen in die postindustrielle Gesellschaft (vgl. S. 484f.) und die These vom Wertewandel (vgl. S. 486). Beide Konzepte werden auch in dieser Arbeit diskutiert – dies allerdings im Sinne, wie es Bernhard Dietz und Christoph Neumaier als Antwort auf Graf und Priemel vorschlagen: durch eine methodisch reflektierte Quellenkritik der sozialwissenschaftlichen Vorannahmen und unter Zuhilfenahme von qualitativen Quellen als Ergänzung zur ubiquitär veröffentlichten Fragebogenforschung. Vgl. Bernhard Dietz u. Christoph Neumaier, *Vom Nutzen der Sozialwissenschaften für die Zeitgeschichte. Werte und Wertewandel als Gegenstand historischer Forschung*, in: VfZ 60 (2012), H. 2, S. 293-304. Im Sinne von Raphael und Pleinen wird deshalb auch versucht, die sozialwissenschaftlich erhobenen Daten zu kontextualisieren und soweit möglich nach ihren Entstehungsbedingungen zu fragen. Sie werden also quellenkritisch behandelt, ohne deshalb vollständig auf die erhobenen Informationen verzichten zu wollen. Vgl. Jenny Pleinen u. Lutz Raphael, *Zeithistoriker in den Archiven der Sozialwissenschaften. Erkenntnispotenziale und Relevanzgewinne für die Disziplin*, in: VfZ 62 (2014), H. 2, S. 173-195; hier S. 174 ff.

42 Vgl. zu diesen Schwierigkeiten der Heimwerkermarkterkundung auch schon zeitgenössisch Bernd W. Dornach, *Selbstversorgung. Das vergessene Wirtschaftssystem*, Bielefeld u. Köln 1982 (= Schwerpunkt Marketing 18), S. 178 ff.

kontextualisiert und so für eine methodisch und theoretisch sensible Zeitgeschichtsschreibung nutzbar gemacht.

Hinzu kommen Quellen, die sich der Perspektive des Handwerks auf das Heimwerken annehmen. Dies geschieht vor allem über das *Deutsche Handwerksblatt* als zentralem Publikationsorgan des deutschen Handwerks. Aus arbeitsökonomischen Gründen wurde an dieser Stelle auf eine umfassendere Quellenrecherche verzichtet. Anhand der komplett ausgewerteten Jahrgänge dieses Periodikums von den 1950er bis in die 1980er Jahre hinein lassen sich aber schon die zentralen Eckpunkte für Wandlungen im Verhältnis der Handwerker zu den Heimwerkern erschließen. Neben dem multiperspektivischen Blick auf das Do-it-yourself versteht sich die so analysierte Streitgeschichte zwischen Experten und Laien als Baustein in einer stärker kulturgeschichtlich und gesellschaftsgeschichtlich inspirierten Zeitgeschichte des Handwerks, in der auch Fragen nach Image und Wahrnehmung von Handwerkern in der Gesellschaft thematisiert werden.

Darüber hinaus werden Medienberichte analysiert, die von den frühen 1950er Jahren an das zunächst als explizit amerikanisch erachtete (und damit für die Bundesrepublik fremde) Phänomen des Do-it-yourself kritisch begleiteten, ironisierend beschrieben und mit der Zeit dessen ökonomischen Potentiale immer anerkennender zur Kenntnis nahmen. Um auf die Perspektive der »alternativen Heimwerker« seit den späten 1970er Jahren zurückgreifen zu können, wird auf Schriften aus dem Alternativen Milieu sowie aus der Hausbesetzerszene zurückgegriffen. Auch wenn das Alternative Milieu inzwischen zeitgeschichtlich gut vermessen ist (hier sei nur auf die Arbeiten Sven Reichardts verwiesen),<sup>43</sup> so bietet doch der Fokus auf das Selbermachen eine neue Perspektive, aus der sich die bisherigen Forschungen ergänzen lassen.

Die Breite der Quellengrundlage und die große Varianz der Quellengattungen in diesem Abschnitt schlägt sich auch in der zugrunde gelegten Forschungsliteratur nieder. Zwar gibt es bislang noch keine geschichtswissenschaftliche Studie, die sich explizit mit dem Do-it-yourself in der Bundesrepublik auseinandersetzen würde, doch kann bei der Arbeit auf zahlreiche Arbeiten aus unterschiedlichen Teilbereichen der Geschichtswissenschaft zurückgegriffen werden. So werden technikgeschichtliche Studien ebenso

43 Vgl. Sven Reichardt u. Detlef Siegfried (Hrsg.), *Das Alternative Milieu. Anti-bürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983*, Göttingen 2010 u. Sven Reichardt, *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und achtziger Jahren*, Berlin 2014.

herangezogen<sup>44</sup> wie Arbeiten zur Geschichte des Wohnens,<sup>45</sup> der Arbeit,<sup>46</sup> der Geschlechterverhältnisse<sup>47</sup> und Forschungen zur Geschichte des Bürgertums im 20. Jahrhundert<sup>48</sup> und zur zeitgeschichtlichen Erforschung des Wertewandels<sup>49</sup>. Die innerhalb dieser Subdisziplinen entwickelten Theorien und Methoden werden dabei auf ihre Verwendbarkeit auf die Thematik der Arbeit hin befragt; ihre Ergebnisse werden, sofern nötig, aus der Perspektive der zeitgeschichtlichen Erforschung des Do-it-yourself her ergänzt und deren Thesen erweitert beziehungsweise relativiert.

## Konsumgeschichte

Auch für den konsumgeschichtlichen Zugang zum Do-it-yourself kann auf die oben beschriebene Do-it-yourself-Publizistik zurückgegriffen werden, die einen (normativen) Einblick in die »materielle Kultur«<sup>50</sup> der Heimwerker sowie deren Wandel bietet. Auch Marktforschungsstudien liefern

- 44 Zur Forderung, die Verwender der Technik stärker in den Fokus der Technikgeschichte zu rücken, vgl. Ulrich Wengenroth, Technischer Fortschritt, Deindustrialisierung und Konsum. Eine Herausforderung für die Technikgeschichte, in: Technikgeschichte 64 (1997), H. 1, S. 1-18. Zu einem ersten Ansatz einer solchen Perspektivverschiebung vgl. Martina Heßler, »Mrs. Modern Woman«. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Haushaltstechnisierung, Frankfurt a. M. 2011.
- 45 Für einen eher populärwissenschaftlich gehaltenen Überblick vgl. Bernd Fuhrmann, Wencke Meteling, Barbara Rajkay u. a., Geschichte des Wohnens. Vom Mittelalter bis heute, Darmstadt 2008.
- 46 Vgl. Komlosy, Arbeit.
- 47 Für einen Überblick der hier besonders interessierenden »Männergeschichte« vgl. Thomas Kühne, Männergeschichte als Geschlechtergeschichte, in: Ders. (Hrsg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M. 1996 (= Geschichte und Geschlechter 14), S. 3-30.
- 48 Als theoretisch-methodischen Ansatz vgl. Eckart Conze, Eine bürgerliche Republik? Bürgertum und Bürgerlichkeit in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, in: GG 30 (2004), H. 3, S. 527-542.
- 49 Allgemein zur zeitgeschichtlichen Wertewandelsforschung vgl. Andreas Rödter, Wertewandel in historischer Perspektive. Ein Forschungskonzept, in: Bernhard Dietz, Christopher Neumaier u. ders. (Hrsg.), Gab es den Wertewandel? Neue Forschungen zum gesellschaftlich-kulturellen Wandel seit den 1960er Jahren (= Wertewandel im 20. Jahrhundert 1), München 2014, S. 17-39. Speziell in Bezug auf die Arbeit auch Jörg Neuheiser u. ders., Eine Geschichte vom Werteverfall? Die Deutschen und ihre Einstellungen zur Arbeit, in: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), Hauptsache Arbeit. Wandel der Arbeitswelt nach 1945, Bielefeld 2009, S. 30-37.
- 50 Zur geschichtswissenschaftlichen Beschäftigung mit »materieller Kultur« vgl. Andreas Ludwig, Materielle Kultur, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 30.5.2011. URL: [http://docupedia.de/zg/Materielle\\_Kultur](http://docupedia.de/zg/Materielle_Kultur); aufgerufen am 4.9.2014.

Erkenntnisse über die Konsumgewohnheiten der Selbermacher in der Bundesrepublik – mit den oben schon angesprochenen Einschränkungen. Als zusätzliche Quellen kommen zwei Literaturgattungen hinzu, die spezifische Tiefenbohrungen in zwei der hier gewählten Zugänge zum Heimwerkerkonsum geben: dem Streben nach Professionalität und dem wachsenden Sicherheitsbewusstsein der Do-it-yourselfer. Zu Ersterem kann auf Ratgeber für Einzelhändler zurückgegriffen werden, die explizit auf das sich wandelnde Anspruchsverhalten der Heimwerker reagierten. Das wachsende Sicherheitsbewusstsein hingegen wird anhand von Veröffentlichungen der *Aktion Das Sichere Haus* beschrieben und auf Grundlage der Heimwerkerliteratur bei den Heimwerkern nachvollzogen.

Neben der inzwischen umfangreichen konsumgeschichtlichen Literatur<sup>51</sup> baut dieses Kapitel auf Arbeiten aus der Technikgeschichte (und hier insbesondere auf neuere Arbeiten zur verwendungsbezogenen Technikgeschichte)<sup>52</sup> und neueren Arbeiten aus der Geschichte des Recyclings<sup>53</sup> auf.

### Unternehmensgeschichte

Neben den schon angesprochenen Marktforschungsarbeiten zur Do-it-yourself-Branche greife ich in diesem Kapitel vor allem auf das Branchenmagazin der Bau- und Heimwerkermärkte zurück, das (unter zahlreichen Namenswechseln) seit den späten 1960er Jahren (zunächst noch als Beilage zum Branchenmagazin des Eisenwarenhandels, ab den frühen 1970er Jahren als eigenständiges Periodikum) erschien. Gerade diese Publikation von Baumarktbetreibern für Baumarktbetreiber gibt zentrale Einblicke in die Entwicklung der Branche, berichtete über die wichtigen Ereignisse der Branche (so über die Do-it-yourself-Messen), war das Medium zur Auseinandersetzung mit anderen Branchen (so mit dem Eisenwarenhandel und später mit Supermarktketten, die auf den Do-it-your-

51 Zu einem Überblick zur Konsumgeschichte der Bundesrepublik vgl. z. B. Arne Andersen, *Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute*, Frankfurt a. M. u. New York 1997. Zur Auslotung der Potentiale der Konsumgeschichtsschreibung vgl. Hannes Siegrist, *Konsum, Kultur und Gesellschaft im modernen Europa*, in: Ders., Hartmut Kaelble u. Jürgen Kocka (Hrsg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt a. M. u. New York 1997, S. 13-48.

52 Vgl. Wengenroth, *Fortschritt*.

53 Vgl. Roman Köster, *Abschied von der »verlorenen Verpackung«. Das Recycling von Hausmüll in Westdeutschland 1945-1990*, in: *Technikgeschichte* 81 (2014), H. 1, S. 33-60.

self-Markt vordrängen) und veröffentlichte zahlreiche Interviews mit und Berichte über die bedeutendsten Personen der Branche. Um diesen branchennahen Quellenkorpus multiperspektivisch zu ergänzen, ziehe ich Branchenmagazine aus benachbarten Marktsegmenten hinzu, die ebenfalls den Do-it-yourself-Markt bespielten. Ausgewählt wurde dafür neben dem Eisenwarenhandel die Branche der Gartenfachmärkte.

Hinzu kommen wirtschaftswissenschaftliche Studien, die sich mit der Situation des Einzelhandels zu bestimmten Zeiten auseinandersetzten und Prognosen über die erwarteten Entwicklungen anstellten.<sup>54</sup> Der Do-it-yourself-Markt war dabei ein bevorzugtes Thema der wirtschaftswissenschaftlichen Erforschung, galt er doch als neu, beispielgebend und vor allem auch als umsatzstark. Deshalb ist nicht verwunderlich, dass einer der zentralen Vertreter der betriebswirtschaftswissenschaftlichen Einzelhandelsforschung, Bruno Tietz, häufig die Trends und Entwicklungen der Do-it-yourself-Branche kommentierte und sie (durch die Aufnahme in sein bis heute bedeutsames Handbuch) zu formieren half.

Neben diesen publizierten Quellen unterschiedlicher Couleur kann in diesem Kapitel auf unveröffentlichtes Material zurückgegriffen werden, das Einblicke in die Entwicklungen innerhalb eines konkreten Unternehmens bietet. Die *Hornbach Baumarkt AG* verfügt über ein zwar nicht wissenschaftlich organisiertes, aber übersichtliches und zugängliches Firmenarchiv, das Schriftwechsel, Reisebeschreibungen, Werbung, Marketingstudien, Protokolle von Unternehmensberatungen, Planungen neuer Märkte und verschriftlichte Eröffnungsreden enthält. Anhand dieses Materials lässt sich die Geschichte des Unternehmens, eines Pioniers im Bau- und Heimwerkermarktbereich, rekonstruieren. Unveröffentlichte Quellen zu einzelnen Eisenwarenhandlungen und Bau- und Heimwerkermärkten, die sich in öffentlichen Archiven befinden, wurden ebenfalls ausgewertet, sodass auch deren Perspektive in die Betrachtung mit einbezogen werden kann.

Darüber hinaus kann ich auf Archivalien eines der zentralen Industrieunternehmen für den Do-it-yourself-Markt zurückgreifen; die Klebstoff-Sparte der *Henkel AG* war schon früh mit zahlreichen Produkten für professionelle Verwender auf dem Markt für Renovierungen und Umbauten vertreten. Wie sich der Konzern seit den späten 1950er Jahren für den Endverbraucher zu interessieren begann, wie er die Produkte genau auf

54 Von Zschockes Arbeit von 1957 (vgl. Zschocke, Bedeutung) bis hin zur marketingwissenschaftlichen Arbeit von Dornach aus den frühen 1980er Jahren (vgl. Dornach, Selbstversorgung).

dessen Bedürfnisse abstimmte und vermarktete und auf welches externe und interne *Knowhow* er für diesen Wandel in der Abnehmerstruktur zurückgriff, kann anhand von Materialien nachgezeichnet werden, die sich im Düsseldorfer Konzernarchiv befinden. Neben Werbematerialien und Einführungsmappen für bestimmte Produkte, die sowohl Marktsondierungen als auch Produktplatzierungsstrategien enthalten, ist dies vor allem internes Schriftgut für Vertreter, die in direktem Kontakt mit dem Einzelhandel standen und die man deshalb besonders intensiv über die Produktneuheiten aufklärte.

Neben der nicht gerade umfänglichen Literatur zur Nachkriegsgeschichte des bundesrepublikanischen Einzelhandels, die zum Großteil aus Arbeiten zum Lebensmitteleinzelhandel<sup>55</sup> oder aus Entwürfen, wie Forschungen aussehen sollten,<sup>56</sup> besteht, kann ich für dieses Kapitel auf Festschriften zweier der bedeutendsten Baumarktketten zurückgreifen: *Hornbach*<sup>57</sup> und *OBI*,<sup>58</sup> die gänzlich anders strukturiert (hier Familienunternehmen, da Franchisezentrale) auf demselben Markt erfolgreich agierten. Ungeachtet der Beschränkungen derartiger Festschriftenliteratur verfügt jedoch insbesondere die Arbeit zur *Hornbach Baumarkt AG* über einen hohen Informationsgehalt. Neben diesen beiden Firmenfestschriften hat Siegfried Rohn ein voluminöses Buch zur Entwicklung der Do-it-yourself-Branche in der Bundesrepublik Deutschland veröffentlicht, das vor allem Baumarkt-Manager als Leser adressiert und der historischen Selbstvergewisserung der Branche dient.<sup>59</sup>

Einzelne Themen konnten jedoch auf Grundlage der vorhandenen Literatur fokussiert und kontextualisiert werden; genannt seien nur die Arbeiten zu einer verstärkten Berücksichtigung kultureller und gesellschaftlicher Faktoren in der Unternehmensgeschichte,<sup>60</sup> Studien aus dem großen

55 Vgl. die in diesem Kontext herausragende Arbeit von Lydia Langer, *Revolution im Einzelhandel. Die Einführung der Selbstbedienung in Lebensmittelgeschäften der Bundesrepublik Deutschland (1949-1973)*, Köln, Weimar u. a. 2013 (= *Kölner Historische Abhandlungen* 51).

56 Vgl. Alexander Sedlmaier, *From Department Store to Shopping Mall. New Research in the Transnational History of Large-scale Retail*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* (2005), H. 2, S. 9-16.

57 Vgl. Ursula Dauth, *Hornbach. Es gab immer was zu tun. Die Geschichte von Hornbach*, Neustadt an der Weinstraße 2007.

58 Vgl. OBI Holding GmbH (Hrsg.), *OBI. 40 Jahre*, Wermelskirchen 2010.

59 Vgl. Siegfried Rohn, *Über den Tag hinaus ... Geschichte und Zukunft der Do-it-yourself-Branche in Deutschland*, Köln 1998.

60 Vgl. Berghoff/Vogel, *Wirtschaftsgeschichte*.

Pool der Amerikanisierungsforschung zur westdeutschen Wirtschaft<sup>61</sup> und Arbeiten zur Geschichte von Familienunternehmen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>62</sup>

Auf Grundlage dieser breiten Literatur- und Quellenbasis kann die Geschichte des Do-it-yourself in der Bundesrepublik Deutschland multiperspektivisch analysiert werden. Der weite Blick, der sich unterschiedlichen geschichtswissenschaftlichen Zugängen verpflichtet sieht, kann das Phänomen des Heimwerkens fassbar machen und in seiner Komplexität interpretieren. Soziale Praxis, Konsumform und unternehmerische Strategien werden dabei als aufeinander bezogene Teilbereiche desselben Untersuchungsgegenstandes verstanden, der nur unter Einbezug aller drei Perspektiven ausreichend differenziert geschichtswissenschaftlich zu erforschen ist.

61 Vgl. z. B. die Arbeiten Schröters, auf die an der entsprechenden Stelle noch eingegangen werden wird.

62 Für einen ersten Überblick zum Thema vgl. Hartmut Berghoff, *The End of Family Business? The Mittelstand and German Capitalism in Transition 1949-2000*, in: *Business History Review* 80 (2006), S. 263-295.

## 2 Sozialgeschichte der »Do-it-yourself-Bewegung«

### 2.1 Einleitung

»Es ist gefährlich, in einem Lande zu leben, wo jeder den Ehrgeiz hat, alles selber zu tun«, beschrieb der USA-Korrespondent der *Zeit*, Peter von Zahn, Mitte der 1950er Jahre seine Erfahrungen in einer amerikanischen Vorstadt. Die Nachbarn und Freunde des Journalisten seien dabei, ihre eigenen Häuser zu bauen, führten Reparaturen aus und kümmerten sich eigenständig um Installationen von Wasser- und Elektroleitungen. »Europäer neigen zu der Frage: Darf er denn das? Er darf«, denn schließlich gelte der Grundsatz: »Wer ein guter Amerikaner sein will, der macht alles selbst.« Was er den deutschen Lesern von jenseits des Atlantiks zu berichten wusste, war für den Journalisten nichts anderes als der Einblick in »einen Zweig der stillen gesellschaftlichen Revolution unserer Zeit«. Und diese ›Revolution‹ hatte auch schon ihren Namen: »Do-it-yourself – das ist die Losung. Mach es selber!« Insbesondere Männern sei es möglich, »ihrem Spieltrieb« nachzugehen, und der »Zwang und Hang zum Selbermachen« sei inzwischen bis in die amerikanischen Mittelschichten vorgedrungen – horrende Handwerkerrechnungen, zunehmende Freizeit und »eine feinverästelte Industrie [...], wie es sie so auf der ganzen Welt nicht gibt«, seien die Grundlagen dieser »eigentümlichen Sucht – um nicht zu sagen Seuche«.¹ Und ebenso wie eine Seuche sei das Selbermachen höchst virulent:

»Die Leute in Europa sollen uns sehen, uns Europäer, wie wir, angesteckt von dem Laster des Selbermachens, an Samstagnachmittagen

1 Peter von Zahn, Selbstgemacht – in USA, in: Die Zeit 27.10.1955. Anders als Sywottek meint, bekamen die Bundesbürger durch derartige Berichte schon früh Einblicke in das Alltagsleben der Amerikaner; ihr Amerikabild war deshalb nicht nur »determined by sensational events and the ›high-life‹ of the movie stars«. Arnold Sywottek, *The Americanization of Everyday Life? Early Trends in Consumer and Leisure-Time Behavior*, in: Michael Ermarth (Hrsg.), *America and the Shaping of German Society, 1945-1955*, Providence u. Oxford, 1994, S. 132-152; hier S. 151.

durch die Läden mit glitzernden Eisenwaren spüren. Mit dem genüßlichen Gefühl in der Magengrube, das uns früher bei der Entdeckung eines seltenen Sticks in den Verliesen des Antiquars befiel: Mit dem gleichen Gefühl heben wir den Spritzapparat aus seinem Gehäuse ans Licht und beraten, ob wir ihn kaufen und wie wir das obere Badezimmer spritzen sollen: Meergrün, Zimtbraun oder Blau.«<sup>2</sup>

Die »Leute in Europa« sollten jedoch bald nicht mehr in die USA blicken müssen, um sich einen Eindruck vom Do-it-yourself zu verschaffen, wurde doch diese soziale Praxis Teil ihres eigenen Lebensumfeldes, waren doch wenige Jahre später in der Bundesrepublik immer mehr Personen – zunächst meist Männer – Teil der »Do-it-yourself-Bewegung«<sup>3</sup> und berichteten bald schon spezialisierte Magazine und Bücher von all den Aufgaben, die mit ein wenig Geschick und dem richtigen Werkzeug selber zu machen wären.

Von Zahn sprach in seinem ironisch gehaltenen Artikel, in dem er den Europäern als Hobbyethnograph die Eigenheiten der amerikanischen Bewohner *Suburbias* nahebringen wollte, schon zahlreiche der Aspekte an, die im Folgenden von Interesse sind. Zum einen wird zunächst nach den sozialstrukturellen Voraussetzungen gefragt, die das Do-it-yourself ermöglichten: die vermehrte Freizeit, die Zunahme an frei verfügbarem

- 2 Von Zahn, Selbstgemacht. Zu dieser eher kritischen Sicht, geprägt von »Anti-amerikanismus und Kulturdünkel« in der *Zeit* in den frühen 1950er Jahren, die erst in den 1960er Jahren durch amerikanische Initiativen, jüngere Redakteure und die Begeisterung für Kennedy, der alles das verkörperte, was die Bundesrepublik unter Adenauer nicht zu sein schien, einer verstärkten Wertschätzung Platz machte, vgl. Philipp Gassert, Blick über den Atlantik. DIE ZEIT und Amerika in den sechziger Jahren, in: Christian Haase u. Axel Schildt (Hrsg.), DIE ZEIT und die Bonner Republik. Eine meinungsbildende Wochenzeitung zwischen Wiederbewaffnung und Wiedervereinigung, Göttingen 2008 (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte 43), S. 65-83. Anders als von Zahn annahm, war das Do-it-yourself in den USA in den 1950er Jahren keineswegs eine Selbstverständlichkeit, die keiner Begründung mehr bedurfte. Noch 1958 veröffentlichte Albert Roland von der *United States Information Agency* einen Essay zum Thema, in dem er die zunehmende Popularität des Do-it-yourself zu erklären suchte (und dabei ähnlich wie die deutschen Beobachter mit der ubiquitär auftretenden Verwendung des Schiller-Zitats in der eigenen kulturellen Tradition nach Vorläufern suchte und diese bei Thoreaus *Walden* fand). Vgl. Albert Roland, Do-It-Yourself. A Walden for the Millions?, in: *American Quarterly* 10 (1958), H. 2, S. 154-164.
- 3 Der Bewegungsbegriff wird hier zunächst als Quellenbegriff verwendet; ob tatsächlich von einer Bewegung gesprochen werden kann und warum sich ausgerechnet dieser Begriff durchsetzte, soll im Folgenden thematisiert werden.

Einkommen und die wachsende Verbreitung des Eigenheims.<sup>4</sup> Anschließend wird die Frage des schichtenübergreifenden Hobbys thematisiert, das viele Beobachter im Do-it-yourself erkennen wollten. Hatten unterschiedliche soziale Schichten dabei dieselben Motivationen, etwas selber zu tun, oder lassen sich soziale Unterschiede feststellen? Darüber hinaus muss eine begriffsgeschichtliche Reflexion erfolgen: Warum setzte sich ausgerechnet der englische Begriff des Do-it-yourself durch? Wann und warum ersetzte oder ergänzte ihn der Begriff des Heimwerkens? Handelte es sich tatsächlich um eine »Do-it-yourself-Bewegung« und was verleitete Beobachter dazu, von einer solchen auszugehen?

Neben Einkommens- und Statusunterschieden wird auch die Frage nach Geschlechterdifferenzen diskutiert. Zwar stellte man dem »Selbst ist der Mann« schon früh ein »Selbst ist die Frau« entgegen. Die unter dieser Begrifflichkeit vor allem Frauen zugewiesenen Aufgaben unterschieden sich zunächst aber grundlegend von den als »männlich« gekennzeichneten Arbeiten.

In einem weiteren Schritt kommen die Gegner des Do-it-yourself zu Wort. Wer kritisierte die Heimwerker? Auf welcher Grundlage? Wie nahmen diese die Kritik auf und was entgegneten sie ihr? Hierbei wird vor allem die professionelle Handwerkerschaft zum Thema gemacht, die in Bezug auf das Do-it-yourself einen interessanten Sinneswandel vollführte. Dass dem Selbermachen auch ein gegenkulturelles Potential innewohnen konnte, zeigte die »dissidente Kaperung«<sup>5</sup> des Do-it-yourself-Gedankens seit den späten 1970er Jahren. Zu welchen Politisierungen das Heimwerken einlud, ja welches revolutionäres Potential man dem Selbermachen beimaß, wird im abschließenden Abschnitt dieses Kapitels diskutiert.

4 Für den amerikanischen Fall beschreibt Goldstein »dwellings, disposable time and money« als Voraussetzungen für die dortige Do-it-yourself-Kultur. Goldstein, Do-it-yourself, S. 11. Interessanterweise sind dies auch die Voraussetzungen, die von Schildt als Grundlage der Konsumgesellschaft angenommen werden. Vgl. Axel Schildt, Freizeit, Konsum und Häuslichkeit in der »Wiederaufbau«-Gesellschaft. Zur Modernisierung von Lebensstilen in der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren, in: Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble u. Jürgen Kocka (Hrsg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18.-20. Jahrhundert), Frankfurt a. M. 1997, S. 327-348; hier S. 335.

5 Zur Begrifflichkeit vgl. Jens Ivo Engels, Umweltschutz in der Bundesrepublik – von der Unwahrscheinlichkeit einer Alternativbewegung, in: Sven Reichardt u. Detlef Siegfried (Hrsg.), Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983, Göttingen 2010, S. 405-422; hier S. 413.

## 2.2 Voraussetzungen

### 2.2.1 »Samstags wird gebastelt ...«

Die Ausdehnung der Freizeit und die Zunahme des Do-it-yourself

Während der großen Streikwellen (insbesondere im Druckereigewerbe) der frühen 1980er Jahre<sup>6</sup> fragte ein findiger Redakteur des *Spiegel*, was die »Streikenden und Ausgesperrten« täten, um die gewonnene »freie« Zeit »nutzbringend zu füllen«. Nachdem er verschiedene mögliche Aktivitäten abgehandelt hatte, die allesamt keinen besonderen Zulauf durch den Streik erfahren hätten – Kneipen, der allgemeine Einzelhandel, Tourismus etc. –, kam der Autor auf die »Heimwerkerei« zu sprechen. So habe ein Baumarkt in Dingolfing im Streikjahr »[f]ast 40% mehr Tapeten, Farben und Holzverkleidungen als im Vorjahr« absetzen können.

»OBI-Chefin Marlene Wagner hat einen Stimmungsumschwung bei ihren Kunden bemerkt. Anfangs sei eine »gewisse Euphorie über die plötzliche Freizeit« spürbar gewesen. Aber inzwischen sei die Stimmung »gedämpft«. [...] In Wahrheit sei der August-Umsatz ja nur nach vorn gezogen: »Die Leut' renovieren ja net zwoamal.«<sup>7</sup>

Streik und auch Arbeitslosigkeit beschrieb man in den 1980er Jahren immer wieder als Katalysatoren des Heimwerkens – weil sie eine Grundvoraussetzung des Do-it-yourself bereitstellten: (arbeits)freie Zeit.

Dass die Freizeit allerdings auch in regulären Arbeitsverhältnissen zunahm, dass das Heimwerken also nicht allein auf biographische Extremsituationen angewiesen war, ermöglichte die zunehmende Popularität des Do-it-yourself in der Bundesrepublik Deutschland. Schon Mitte der 1980er fasste Jürgen P. Rinderspacher das paradoxe Verhältnis von zunehmender Freizeit durch Rationalisierung in Wirtschaft und Verwaltung zusammen:

»Andererseits befreit die arbeitsteilige Produktion von Zwängen der Eigenproduktion dieser Konsumgüter und setzt damit Zeit für andere

6 Vgl. zu diesen Streiks der IG Metall und der IG Druck, die vor allem auf die Einführung der 35-Stunden-Woche drangen, Dietmar Süß, Stempeln, Stechen, Zeit erfassen. Überlegungen zu einer Ideen- und Sozialgeschichte der »Flexibilisierung« 1970-1990, in: AfS 52 (2012), S 139-162; hier S. 149 ff.

7 O.A., Kein Firlefan. Unter den direkten Auswirkungen des Streiks leiden zahlreiche Branchen. Nur die Heimwerkermärkte legten zu, in: Der Spiegel (1984), H. 27, S. 51-52; hier S. 52.

Betätigungen frei, nicht zuletzt für die freiwillige Eigenproduktion bestimmter Nahrungsmittel oder Gebrauchsgegenstände.«<sup>8</sup>

Die Abnahme der Berufsarbeitzeit führte im Verlauf der Nachkriegsjahrzehnte dazu, dass in der Freizeit arbeitsähnliche Aktivitäten aufgenommen werden konnten – wie eben das Do-it-yourself. Dieser Entwicklung soll im Folgenden nachgegangen werden. Zwei weitere Voraussetzungen, die der These von der Arbeitslosigkeit als ultimativer Heimwerkerzeit entgegenstehen – steigende Einkommen und wachsender Eigenheimbesitz –, werden im Anschluss daran thematisiert.<sup>9</sup>

Witold Rybczynski geht in seiner essayistischen Annäherung an die Geschichte der Freizeit davon aus, dass das Wochenende als »wichtigste[...] zeitliche[...] Institution der Moderne« anzusehen sei.<sup>10</sup> Akribisch geht er der langen Entwicklungslinie der zwei freien letzten Tage der Woche für den Großteil beinahe aller, zumindest aber der westlichen, Gesellschaften nach. Die deutsche Wochenend-Geschichte ist dabei eher kurz: »Erst nach dem Krieg [dem Zweiten Weltkrieg; J. V.] gelangte das Wochenende auch nach Deutschland«;<sup>11</sup> und sollte die bevorzugte Heimwerkerzeit werden.

Quantitativ ist seit den späten 1950er Jahren ein Zuwachs an Freizeit festzustellen. Wiesen Sozialwissenschaftler Mitte des Jahrzehnts noch immer auf lange und anstrengende Arbeitstage hin, »bei denen sich Arbeitszeiten und Arbeitswegzeiten [...] auf 12 Stunden addieren konnten«,<sup>12</sup> so entspannte sich das Bild zusehends.<sup>13</sup> Die ebenso populäre wie erfolgreiche Kampagne der Gewerkschaften »Am Samstag gehört Vati mir!«

8 Jürgen P. Rinderspacher, *Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit*, Frankfurt a. M. u. New York 1985 (= Schriften des Wissenschaftszentrum Berlin. Internationales Zentrum für vergleichende Gesellschaftsforschung/Arbeitspolitik), S. 16.

9 Schon Siebel wies in seiner Mitte der 1980er Jahre in der *Zeit* veröffentlichten kritischen Auseinandersetzung mit der Forschung zur Schattenwirtschaft, zu der auch das Do-it-yourself gezählt wurde, darauf hin, dass in diesem Bereich vor allem jene aktiv waren, die zum einen den Raum hatten, um zu heimwerken, und zum anderen auch über die nötige finanzielle Ausstattung verfügten. Vgl. Walter Siebel, *Der Mythos Schattenwirtschaft. Nur wer Arbeit hat, ist auch erfolgreich in Schwarzarbeit und Selbsthilfe*, in: *Die Zeit* 25. 4. 1986.

10 Witold Rybczynski, *Am Freitag fängt das Leben an. Eine kleine Geschichte der Freizeit*, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 26.

11 Ebd., S. 128.

12 Axel Schildt, *Die Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland bis 1989/90*, München 2007 (= EDG 80), S. 26.

13 Vgl. Rolf Meyersohn, *Grundformen und Bedeutung*, in: Erwin K. Scheuch u. d. Hrs. (Hrsg.), *Soziologie der Freizeit*, Köln 1972, S. 15-22; hier S. 14.

trug in Zeiten von hoher Produktivität dazu bei, dass bald das zweitägige freie Wochenende zur Normalität wurde. 1956 konnte die IG Metall, die die Führungsrolle bei den Verhandlungen um die Arbeitszeitverkürzung einnahm, im sogenannten »Bremer Abkommen« die 45-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich mit den Arbeitgebern vereinbaren; 1965 wurde in der Schuhindustrie die 40-Stunden-Woche eingeführt – eine Entscheidung mit Vorbildcharakter für weitere Branchen.<sup>14</sup>

Die Ausdehnung der Freizeit und die unterschiedlichen Angebote, diese auszufüllen, führten dazu, dass in den »langen fünfziger Jahren« die ersten Anzeichen der »Freizeitgesellschaft« beobachtet werden konnten.<sup>15</sup> Im Verlauf der Zeit folgte die Ausdifferenzierung und Pluralisierung von Lebensstilen, die sich vor allem auch durch die Annahme unterschiedlicher Freizeitangebote ausdrückten.<sup>16</sup> Die Zeitschrift *Selbst ist der Mann* postulierte ausgehend von dem Befund der wachsenden Freizeit schon 1957 das Ende der Nachkriegszeit:

»Die erste große Hetze des Wiederaufbaus ist vorüber. Maschinen und Automaten entlasten uns zunehmend und schenken uns Zeit, über die wir frei verfügen können. Zeit, die wir so erholsam, sinnvoll und gewinnbringend wie möglich ausfüllen möchten.«<sup>17</sup>

14 Vgl. Werner Abelshauer, *Die langen fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949-1966*, Düsseldorf 1987 (= Historisches Seminar 5), S. 47, Rainer Kalbitz, *Gewerkschaftliche Tarifpolitik in den Jahren des Wirtschaftswunders*, in: Hans-Otto Hemmer u. Kurt Thomas Schmitz (Hrsg.), *Geschichte der Gewerkschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Von den Anfängen bis heute*, Köln 1990, S. 183-247; hier S. 206 ff. und Edgar Wolfrum, *Die Bundesrepublik Deutschland 1949-1990*, Stuttgart 2005 (= Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte 23), S. 129. In den USA hatte schon Ford in den 1920er Jahren die 40-Stunden-Woche eingeführt, und er begründete diese Entscheidung damit, dass es so den Arbeitern möglich sei, sich selbst Häuser zu bauen – um die Nachfrage nach Bauholz dafür zu befriedigen, legte Ford Holzhandlungen an, die billiges Bauholz verkaufen sollten. Vgl. Steven M. Gelber, *Do-It-Yourself. Constructing, Repairing and Maintaining Domestic Masculinity*, in: *American Quarterly* 49 (1997), H. 1, S. 66-112; hier S. 82.

15 Vgl. Abelshauer, *50er Jahre*, S. 56. Zur zeitgenössischen Kritik am Begriff der »Freizeitgesellschaft« vgl. Felizitas Lenz-Romeiß, *Freizeit und Alltag*, Göttingen 1974 (= Kommission für den wirtschaftlichen und sozialen Wandel 14), S. 3.

16 Vgl. Michael Wildt, *Konsumbürger. Das Politische als Optionsfreiheit und Distinktion*, in: Manfred Hettling u. Bernd Ulrich (Hrsg.), *Bürgertum nach 1945*, Hamburg 2005, S. 255-283; hier S. 255.

17 O.A., *Den Nagel auf den Kopf getroffen*, in: *Selbst ist der Mann* 1 (1957), H. 2, S. 87.

Auch wenn »Vati« samstags nun zwar nicht mehr zu seiner Arbeitsstelle musste und wenn soziologische Studien nachwiesen, dass sowohl werktags als auch am freien Samstag ein Großteil der freien Zeit im Haus verbracht wurde,<sup>18</sup> so hieß das doch keineswegs, dass er sich nun vor allem mit den eigenen Kindern beschäftigte. Dem Slogan der Gewerkschaften hielt das Unternehmen *Henkel* in einer Werbeanzeige entgegen: »... samstags wird gebastelt!«, und bildete einen vielbeschäftigten Hausherrn ab, der sich mit *Ponal* und *Pattex* an die Arbeit machte;<sup>19</sup> der Samstag war damit nicht nur

- 18 In seiner großen soziologischen Befragung konnte zum Beispiel Silbermann Anfang der 1960er nachweisen, dass (bei möglichen Mehrfachnennungen) 208 % Tätigkeiten im Wohnraum am Werktag 52 % Tätigkeiten außer Haus gegenüberstanden. Am Samstag sah die Situation nur unbedeutend anders aus und die Verhältnisse waren 206 % zu 78 %. Auch wenn die Zahlen gerade wegen der Möglichkeit zur Mehrfachnennung problematisch erscheinen, so wird doch die Häuslichkeit der Freizeitgestaltung deutlich. Vgl. Alphons Silbermann, *Vom Wohnen der Deutschen*, Opladen 1963, S. 75. Die Befunde werden durch die Zeitgeschichtsforschung gestützt. So geht Schildt in seiner Analyse der Fernsehnutzung der Bundesbürger seit den späten 1950er Jahren davon aus, dass man hier die »Zementierung der Häuslichkeit« beobachten könne. Vgl. Axel Schildt, *Der Beginn des Fernsehzeitalters. Ein neues Massenmedium setzt sich durch*, in: Ders. u. Arnold Sywottek (Hrsg.), *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*, Bonn <sup>2</sup>1998, S. 477-492; hier S. 477. Ähnliches könne schon für das vorherige Leitmedium, das Radio, gesagt werden. Vgl. Ders., *Hege- mon der häuslichen Freizeit. Rundfunk in den 50er Jahren*, in: Ebd., S. 458-476. Zu einer ausführliche Analyse der zeitgenössischen Debatten um die Arbeitszeitverkürzungen und insbesondere um die Einführung der Fünftageweche vgl. Axel Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und »Zeitgeist« in der Bundesrepublik der 50er Jahre*, Hamburg 1995 (= *Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte* 31), S. 363 ff.
- 19 Vgl. Henkel Klebstoffwerk Düsseldorf, ... samstags wird gebastelt! Werbeanzeige, in: *Selbst ist der Mann* 19 (1966), H. 9, S. 8. Allerdings assistierte die Tochter ihrem Vater noch bei der Arbeit. Auch in einem zur DGB-Kampagne gehörenden Zeichentrickfilm wurde darauf eingegangen, wie der freie Samstag verbracht werden könnte. Sicher waren sich die Macher des Films darin, dass es »viele Sachen [gäbe], die nützlich sind und Freude machen«. Neben unterschiedlichen Sportlern stellten sie auch einen Selbstermacher vor: »Der Andre bastelt gern und viel!« Vgl. Video »Samstags gehört Vati mir!«, in: <http://www.hdg.de/lemo/html/DasGeteilteDeutschland/JahreDesAufbausInOstUndWest/WirtschaftlicherAufbau/mitbestimmung.html>, aufgerufen am 4. 9. 2014. Zu Kampagne des DGB vgl. Matthias Frese, »Samstags gehört Vati mir«. Arbeit und Freizeit von Frauen und Männern in der gewerkschaftlichen Diskussion der frühen Bundesrepublik Deutschland (1949-1965), in: *Westfälische Forschungen* 45 (1996), S. 73-100 u. Ulrich Herbert, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München 2014, S. 680.



### ... samstags wird gebastelt!

Vati strahlt, die Tochter freut sich - die Arbeit kann beginnen.

Ob die beiden nun große Flächen kleben wollen oder knifflige Modelle, ob sie Holz, Metall, Pappe oder Kunststoffplatten benutzen - PATTEX und PONAL werden stets zuverlässige Helfer sein.

Man braucht zum Werken jedesmal ganz sicher PATTEX und PONAL.

PATTEX klebt sekundenschnell und mit höchster Festigkeit Kunststoffplatten, Hart-PVC, Metall, Glas, Porzellan, Filz und vieles mehr auf Holz und andere Flächen.

PONAL leimt zuverlässig alle Holzarten in allen Holzverbindungen - klebt auch Pappe, Papier, Gewebe, Filz, Leder und ähnliche Stoffe.

■ Beim Fachhandel erhältlich.

**PATTEX**

der wasserfreie Kontaktkleber

**PONAL**

der praktische Weißleim

**Henkel**

Henkel Klebstoffwerk Düsseldorf

der durch Arbeitszeitregelungen garantierte »Konsumtag«,<sup>20</sup> sondern auch der beliebteste Do-it-yourself-Tag.

Mit der quantitativen Ausdehnung der Freizeit und insbesondere mit der Durchsetzung des »langen Wochenendes« als kompakte[m] Freizeitblock[...]«<sup>21</sup> ging allerdings die Debatte einher, wie diese hinzugewonnene freie Zeit möglichst nützlich, muÙevoll oder aktiv verbracht werden könnte. Die in den 1960ern florierende Freizeitsoziologie wies auf das interessante Phänomen hin, dass genau zu dem Zeitpunkt, als sich eine signifikante Freizeit für alle gesellschaftlichen Schichten feststellen ließ, Freizeit erst zum Debattengegenstand wurde.<sup>22</sup> Der Erziehungswissenschaftler Wolfgang Schulz machte für die plötzliche Rede vom »Freizeitproblem« drei Ursachen aus. Erstens sei die Ausweitung der Freizeit auf immer größere Bevölkerungsteile überaus schnell erfolgt – schneller jedenfalls, als die dadurch erforderliche »Verhaltensumstellung«. Zweitens seien die Freizeitangebote derart heterogen, dass es zu Orientierungsproblemen kam. Drittens versuchten Pädagogen, Erzieher und bildungsbürgerliche Kommentatoren noch immer, die neue Freizeit anhand überkommener Werthaltungen einzuordnen.<sup>23</sup> Neben die Warnungen vor den Gefahren des »passiven« Medienkonsums, den alarmistischen Geißelungen des Fernsehens und dem generellen Misstrauen gegenüber der Fähigkeit des Arbeitnehmers, seine neue Freizeit sinnvoll zu verbringen,<sup>24</sup> traten wohlmeinende

20 Vgl. dazu Süß, Stempeln, S. 144.

21 Axel Schildt u. Detlef Siegfried, Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik – 1945 bis zur Gegenwart, München 2009, S. 184.

22 Vgl. Erwin K. Scheuch, Die Problematik der Freizeit in der Massengesellschaft, in: Ders. u. Rolf Meyersohn (Hrsg.), Soziologie der Freizeit, Köln 1972, S. 23-41; hier S. 28. Der »Freizeitpapst« Scheuch war ein gern gesehener Gast bei Veranstaltungen zu Do-it-yourself-Fragen, vor allem wohl, weil die Betreiber von Bau- und Heimwerkermärkten davon ausgingen, von ihm die neuesten Trends der Freizeitforschung zu erfahren, um so das eigene Sortiment in die entsprechenden Richtungen justieren zu können. Scheuchs Vortrag bei der *DIY 77* in Essen wurde zum Beispiel als »Höhepunkt der BHB-Messetagung« angekündigt. Vgl. O. A., Attraktives Rahmenprogramm zur DIY. BHB-Händlergemeinschaft mit Informationsschau, in: HWM (1977), H. 8/9, S. 13. Zur Bezeichnung »Freizeitpapst« für Scheuch vgl. Siegfried Rohn, Der Optimismus ist begründet, in: HWM (1974), H. 3, S. 7.

23 Vgl. Wolfgang Schulz, Freizeitverhalten als pädagogisches Problem, in: Hermann Giesecke (Hrsg.), Freizeit- und Konsumerziehung, Göttingen 1968 (= *paedagogica* 2), S. 195-218; hier S. 197.

24 Zu einer Kritik an diesen kulturpessimistischen Stimmen der Freizeitgestaltung gegenüber vgl. Erwin K. Scheuch, Die Problematik der Freizeit in der Massengesellschaft, in: Ders. u. Rolf Meyersohn (Hrsg.), Soziologie der Freizeit, Köln 1972, S. 23-41; hier S. 26.

Empfehlungen. Gleichsam sozialpädagogisch rief man die Bundesbürger auf, das Wochenende tätig zu verbringen – und eine der empfohlenen Aktivitäten war seit den späten 1950er Jahren das in den USA beobachtete Do-it-yourself.<sup>25</sup>

Das Problem der frühen Freizeitforschung war, dass eine allgemein akzeptierte Definition des Phänomens fehlte.<sup>26</sup> Man zog sich auf eine negative Abgrenzung zurück: Freizeit sollte all das sein, was nicht Arbeitszeit war.<sup>27</sup> Genau aus dieser Definition ergab sich jedoch eine Schwierigkeit, die unmittelbar auf die Beschäftigung mit dem Do-it-yourself zurückwirkte. Für die beteiligten Wissenschaftler war es nämlich keineswegs klar, ob es sich bei einer derartigen Beschäftigung um Freizeitaktivitäten handelte, oder ob man sie nicht eher unter unbezahlter Arbeit im eigenen Haus (vergleichbar der als weiblich konnotierten Hausarbeit) fassen sollte. Die Versuche zur Differenzierung, die sich daraus ergaben, betrafen vor allem den Klassen- und Schichtencharakter des Do-it-yourself und die Frage, wie es im sozialen System zu verorten sei. Abgesehen von derartigen Überlegungen (auf die noch einzugehen sein wird) hielten die entsprechenden Sozialwissenschaftler (ebenso wie die Zeitgeschichtsforschung) fest, dass eine »Neugewichtung des Arbeits-Freizeit-Verhältnisses« zu beobachten sei.<sup>28</sup>

Vergleicht man die Zeitverwendungsstudien über die Jahrzehnte seit den 1950er Jahren hinweg, kann genau nachvollzogen werden, wie sich die Freizeit ausdehnte und gleichzeitig auch, welchen Anteil an dieser Zeit Tätigkeiten einnahmen, die unter dem Begriff des Do-it-yourself zusammengefasst werden können. Schon eine frühe bundesrepublikanische Freizeitstudie von 1956, die sich allerdings mit der »jüngeren Generation«

25 Auch der DGB erwiderte auf die Kritik, dass die Arbeiter nichts ›Sinnvolles‹ mit ihrer Freizeit anzufangen wüssten, auf »Hobbys im Kontext der aus den USA übernommenen ›Do-it-yourself-Bewegung‹. Frese, »Samstags gehört Vati mir«, S. 94.

26 Im Grunde fehlt diese bis heute, was auch daran liegen mag, dass sich bislang noch keine eigene zeitgeschichtlich orientierte Freizeitforschung entwickelt hat.

27 So definierte Dumazedier z. B. in einem der maßgeblichen *Reader* zur bundesrepublikanischen Freizeitforschung: »Freizeit kann also vorläufig definiert werden als die Zeit, die, dank des technischen Fortschritts und sozialer Maßnahmen, zugunsten nichtproduktiver Beschäftigungen des Menschen während oder nach der Periode der Berufstätigkeit von produktiver Arbeit befreit wurde.« Joffre Dumazedier, Nichtproduktive Beschäftigung, in: Erwin K. Scheuch u. Rolf Meyersohn (Hrsg.), *Soziologie der Freizeit*, Köln 1972, S. 120-131; hier S. 124.

28 Wolfgang Kaschuba, *Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1990 (= EDG 5), S. 52.

beschäftigte,<sup>29</sup> führte derartige Tätigkeiten auf – noch vor dem eigentlichen Beginn der »Do-it-yourself-Bewegung«.<sup>30</sup> Zwar gaben die befragten Jugendlichen beiderlei Geschlechts an, wöchentliche Arbeitszeiten zu haben, die bei 48 Stunden lagen (zum Teil noch weit darüber),<sup>31</sup> und dass sie über keinen freien Samstag verfügten.<sup>32</sup> Trotzdem erschien in der Auflistung neben den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen Lesen,<sup>33</sup> Sport (vor allem bei den männlichen Jugendlichen)<sup>34</sup> und Handarbeiten (vor allem bei den weiblichen Jugendlichen)<sup>35</sup> schon an fünfter Stelle der Bereich von »Arbeiten im Haushalt und Gartenarbeiten«.<sup>36</sup>

»Es werden Tätigkeiten bevorzugt, die im klaren Gegensatz zur beruflichen Arbeit stehen; trotzdem können diese Tätigkeiten arbeitsartigen Charakter haben, sie tragen dann die Merkmale eines Hobbys«,<sup>37</sup>

so Blüchers Fazit zu dieser Frage, mit dem er die Spezifika arbeitsähnlicher Freizeitaktivitäten charakterisierte.

Für die 1960er Jahre belegen Freizeitstudien eine zunehmende Beliebtheit des Do-it-yourself. Und dies war vor allem möglich, weil seit den späten 1950er Jahren das lange Wochenende zur Norm und zur Realität für

29 Für das besondere Interesse der Freizeitforschung am Verhalten der Jugend vgl. Erwin K. Scheuch, *Soziologie der Freizeit*, in: René König (Hrsg.), *Handbuch der Empirischen Sozialforschung*. Band 2, Stuttgart 1969, S. 735-833; hier S. 747 ff.

30 Viggo Graf Blücher, *Freizeit in der Industriegesellschaft*. Dargestellt an der jüngeren Generation, Stuttgart 1956.

31 Über 60% der Befragten berichteten davon, wöchentlich über 60 Stunden zu arbeiten. Vgl. ebd., S. 19.

32 Die Arbeitszeiten in der Studie wurden immer für eine sechstägige Arbeitswoche berechnet. Vgl. ebd.

33 So gaben 49% der Befragten an, in der Freizeit zu lesen; bei 37% war Lesen die Lieblingsbeschäftigung. Vgl. ebd., S. 66.

34 So bezeichneten 43% der männlichen Jugendlichen Sport als ihre Lieblingsbeschäftigung, aber nur 20% der Mädchen. Vgl. ebd.

35 Nur 15% der männlichen Jugendlichen machten überhaupt Handarbeiten – worunter der Autor der Studie auch das Basteln verstand; nur 11% von diesen benannten Handarbeiten und Basteln als ihre Lieblingsbeschäftigung. Bei den weiblichen Jugendlichen gaben 41% an, dass Handarbeiten ihre Lieblingsbeschäftigung seien, aber nur 29% beschäftigten sich auch tatsächlich regelmäßig damit, was wohl auf die durchschnittlich eher geringe Freizeit der Befragten zurückgeführt werden kann. Vgl. ebd.

36 Allerdings war die fünfte Stelle schon recht abgeschlagen. So gaben nur 8% der Jugendlichen an, dass dies ihre Lieblingsbeschäftigungen seien und 10%, dass sie sie regelmäßig ausübten. Vgl. ebd.

37 Ebd.

einen Großteil der Bevölkerung geworden war.<sup>38</sup> Die Folge dieser Entwicklung war die Ausprägung spezifischer »fest[er] Freizeitgewohnheiten«, die sich auf die Samstage und Sonntage bezogen und zur Formung einer dezidierten »Wochenendkultur« beitrugen.<sup>39</sup> Insbesondere der Samstag wurde zu dem Tag in der Woche, an dem »kleine Arbeiten am eigenen Haus, Autowaschen, Reparaturen der Freizeitausrüstung wie Zelt, Boot, Moped, Gartenpflege usw.« üblich wurden, wohingegen der Sonntag größeren Ausflügen vorbehalten blieb.<sup>40</sup>

Zwar stellten Beobachter schon seit den 1970er Jahren eine Trendumkehr insbesondere bei den oberen Einkommenschichten fest, nahmen doch diese Personen für einen höheren Verdienst wieder eine geringere Freizeit in Kauf.<sup>41</sup> Doch für einen Großteil der Bevölkerung blieb der

38 Und dies auch, obwohl das zweitägige Wochenende nicht unumstritten war, galt es doch als zu kurz, um tatsächlich vom Arbeitsrhythmus auf einen Freizeitrythmus umzustellen. So forderten Sozialwissenschaftler viel eher eine Verkürzung der täglichen Arbeitszeiten, eine Forderung, die sich nicht durchsetzte. Vgl. Dietrich Wachler, *Das verlängerte Wochenende in seinen Wirkungen auf Familie und Haushalt*, Düsseldorf 1972 (= Schule in der Gesellschaft), S. 55.

39 Ebd., S. 70f. Zur besonderen Bedeutung des Wochenendes vgl. René König, *Freizeit als sozial-kulturelles Problem*, in: Ders., *Soziologische Orientierungen. Vorträge und Aufsätze*, Köln u. Berlin 1965, S. 294-305; hier S. 295.

40 Vgl. Wachler, *Wochenende*, S. 78. Zu einem konsumsoziologischen Ansatz, der sich mit derartigen Zeitverwendungsmustern auseinandersetzt und z. B. fragt, wie das Wochenende erst über die typischerweise am Wochenende ausgeführten Tätigkeiten definiert wird, vgl. Elizabeth Shove, *Everyday Practice and the Production and Consumption of Time*, in: Dies., Frank Trentmann u. Richard Wilk (Hrsg.), *Time, Consumption and Everyday Life. Practice, Materiality and Culture*, Oxford u. New York 2009, S. 17-33; hier S. 19. Schon in den 1970er Jahren wiesen empirische sozialwissenschaftliche Studien darauf hin, dass am Wochenende insbesondere Angehörige von Berufen, die wenig körperliche Anstrengungen verlangten (Beamte und Angestellte) im und am Hause arbeiten würden. Vgl. Hans-Werner Prah, *Freizeitsoziologie. Entwicklungen – Konzepte – Perspektiven*, München 1977, S. 122.

41 So versuchte schon Anfang der 1970er Jahre Staffan B. Linder nachzuweisen, dass in der zeitgenössischen Gesellschaft keineswegs ein Wachstum, sondern ein (gefühltes) Schrumpfen der Freizeit feststellbar sei. Vgl. Staffan B. Linder, *Das Linder-Axiom. Warum wir keine Zeit mehr haben*, Gütersloh u. Wien 1971, S. 12. Für eine dezidiert zeithistorische Perspektive auf dieses Phänomen vgl. den Beitrag Paul Noltes im Panel »Zeitpolitik und Zeitgeschichte« beim 49. Historikertag in Mainz. Vgl. Lisa Dittrich, *Tagungsbericht HT 2012: Zeitpolitik und Zeitgeschichte*. 25. 9. 2012-28. 9. 2012, Mainz, in: *H-Soz-u-Kult*, 3. 12. 2012, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4517>; aufgerufen am 7. 8. 2014.

Freizeitanteil hoch und wuchs sogar weiter,<sup>42</sup> sodass nicht von nachteiligen Auswirkungen auf die Do-it-yourself-Tätigkeit ausgegangen werden kann – zumal diese noch den Vorteil hatte, sich durch das Argument monetärer Einsparungen legitimieren zu lassen.<sup>43</sup>

Angesichts der Forderungen nach einer »Humanisierung der Arbeitswelt« in den 1970er Jahren und wegen der Zunahme der Arbeitslosigkeit wurde die Frage der Arbeitszeiten in den 1970er und 1980er Jahren wieder verstärkt thematisiert – mit dem Ergebnis, dass die Arbeitslosigkeit auch dadurch abgefedert werden sollte, dass der geringere Bedarf nach Arbeit auf mehr Arbeiter verteilt werden sollte.<sup>44</sup> Derartige gewerkschaftliche Forderungen zur Verkürzung der individuellen Arbeitszeit beschreibt Ulrich Herbert als letzten großen Erfolg der Gewerkschaften in der Bundesrepublik.<sup>45</sup> 1985 führte die Metallindustrie die 38,5-Stunden-Woche ein, die beispielgebend für andere Industriezweige wurde.<sup>46</sup>

Die Freizeitstudie des *Spiegel*-Verlags wies in den frühen 1980er Jahren nochmals auf den Zusammenhang von wachsender Freizeit und damit steigender Do-it-yourself-Zeit hin. Doch war die zeitliche Ausdehnung des Heimwerkens nicht allein proportional zum allgemeinen Anwachsen der arbeitsfreien Zeit – Letzteres fand in jenen Jahren seinen Abschluss. Die steigende Beliebtheit des Heimwerkens lässt sich vielmehr daraus ablesen, dass es einen immer größeren prozentualen Anteil an der vorhandenen Freizeit einnahm. Von Mitte der 1970er bis in die 1980er Jahre stellte Engelbertine Martin eine vierprozentige Steigerung des Gesamtvolumens an Freizeitstunden fest, gleichzeitig wurden inzwischen 1,4 Prozent der vorhandenen Freizeitstunden für Do-it-yourself-Aktivitäten aufgewendet –

42 Vgl. dazu Stefan Hradil, Arbeit, Freizeit, Konsum. Von der Klassengesellschaft zu neuen Milieus?, in: Thomas Raithel, Andreas Rödder u. Andreas Wirsching (Hrsg.), Auf dem Weg in eine andere Moderne. Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren, München 2009 (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte Sondernummer), S. 69-81; hier S. 73.

43 Allgemein zur Suche nach rationalen Legitimationen zur Ermöglichung eigentlich emotional begründeten Konsumverhaltens vgl. Nepomuk Gasteiger, Vom manipulierbaren zum postmodernen Konsumenten. Das Bild des Verbrauchers in der westdeutschen Werbung und Werbekritik, 1950-1990, in: Archiv für Kulturgeschichte 90 (2008), S. 129-157; hier S. 135.

44 Vgl. dazu den zeitgenössischen Überblick von Karl Hinrichs, Claus Offe u. Helmut Wiesenthal, Der Streit um die Zeit. Die Arbeitszeit im gesellschaftlichen und industriellen Konflikt, in: Claus Offe (Hrsg.), »Arbeitsgesellschaft«. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven, Frankfurt a. M. u. New York 1984, S. 141-166.

45 Vgl. Herbert, Geschichte, S. 900.

46 Vgl. Wolfrum, Bundesrepublik, S. 450.

eine wenig aussagekräftige Zahl, bezog sich die Prozentzahl doch auf die »gesamte[...] Freizeit der Bevölkerung«. <sup>47</sup> Über die tatsächlich aufgewendeten Stunden der aktiven Heimwerker, deren typischer Vertreter in der Studie als der »50jährige Facharbeiter, der mit seiner Familie im eigenen Haus wohnt und sein mittleres Einkommen nicht mit Handwerkerkosten belasten will«, vorgestellt wurde, lassen die aggregierten Zahlen der Studie hingegen nur wenige Rückschlüsse zu. <sup>48</sup>

Deshalb verwundert es nicht, dass genau jener Personenkreis, der ein gesteigertes Interesse an verlässlichen Daten über die quantitative Verbreitung des Heimwerkergedankens hatte, die Studie kritisierte und mit eigenen Erhebungen ergänzte: die Betreiber von Heimwerkermärkten. <sup>49</sup> Deren Interesse rührte vor allem aus den Prognosen für steigende Ausgaben im Freizeitbereich her und genau von diesen Ausgaben versuchten die entsprechenden Einzelhändler sich ihren Teil zu sichern. <sup>50</sup> Die von ihnen in Auftrag gegebenen und rezipierten Studien waren insofern alles andere als unabhängig oder wissenschaftlichen Standards verpflichtet; <sup>51</sup> gleichzeitig mussten sie aber möglichst präzise sein, damit die Unternehmen ihre Marketinganstrengungen darauf abstellen konnten. <sup>52</sup>

So teilte man die Zahl der Heimwerker mithilfe des *Instituts für Freizeitwirtschaft* in »aktive« und »gelegentliche Heimwerker« auf, um genauere Erkenntnisse über die Verbreitung dieser Freizeitaktivität zu erhalten. Für 1983 ergab sich ein Wert von 25 Prozent regelmäßig aktiven Heimwerkern an der volljährigen Gesamtbevölkerung. Das war eine Steigerung um 18 Prozent im Vergleich zum Jahr 1978. <sup>53</sup> Die meisten davon heimwerkten weit mehr als die für die Zuordnung zu den »aktiven Heimwerkern« notwendigen 30 Stunden im Jahr. Der Durchschnitt lag bei 92 Stunden,

47 Engelbertine Martin, *Freizeitverhalten*, Hamburg 1983 (= Spiegel-Verlagsreihe Märkte im Wandel II), S. 67.

48 Vgl. ebd.

49 Zu deren Marktforschungsbemühungen vgl. auch Kapitel 4.

50 Vgl. zum Beispiel H. Gelber, *Neue Freizeitstruktur*, in: *b & h-markt* (1985), H. 2, S. 112-113.

51 Zur Kritik an der Verwendung derartiger Daten in der zeitgeschichtlichen Arbeit vgl. auch Pleinen/Raphael, *Zeithistoriker*.

52 Zur positiven Einschätzung auch der durch unternehmerisches Marketing motivierten Umfragen vgl. Axel Schildt, *Ankunft im Westen. Ein Essay zur Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik*, Frankfurt a. M. 1999, S. 89.

53 O.A., 1,2 Milliarden DIY-Stunden, in: *b & h-markt* (1984), H. 9, S. 92-93; hier S. 92.

umgerechnet also bei zwölf vollen Arbeitstagen.<sup>54</sup> Insgesamt wurden so 1983 »1,2 Milliarden DIY-Stunden geleistet.«<sup>55</sup>

Was die statistisch auf die Gesamtbevölkerung bezogenen Zahlen an Do-it-yourself-Stunden eher verhehlten, machten die auf die tatsächlich heimwerkenden Personen heruntergerechneten Informationen umso deutlicher: Heimwerken war eine beliebte (oder zumindest massenhaft betriebene) und vor allem auch zeitaufwendige Tätigkeit, die die Ausdehnung von Freizeit zur Grundlage hatte. Es ist nicht verwunderlich, dass die Betreiber von Heimwerkmärkten genauere Kenntnisse über die Personen gewinnen wollten, die nicht heimwerkten. Das waren Mitte der 1980er Jahre immerhin noch 27,6 Millionen Personen.<sup>56</sup> Nach den Motiven für die Do-it-yourself-Abstinenz befragt, antworteten Personen, dass ihnen die Gelegenheit und vor allem die Zeit zum Heimwerken fehlte. Verfügten sie über die entsprechenden temporalen Ressourcen, würden sie heimwerken, so die Botschaft.<sup>57</sup>

Schon Viggo Graf Blücher machte in seiner Studie von 1956 darauf aufmerksam, dass es für die Pflege von Hobbys neben der hinzugewonnenen Freizeit noch einer weiteren Voraussetzung bedurfte:

»Das Hobby ›Haus- und Gartenarbeit‹ gedeiht bei uns am besten in der Idylle der Kleinstadt; das heißt dort, wo das Angebot der Vergnügungsindustrie einen weniger zwingenden Charakter trägt.«<sup>58</sup>

Neben den fehlenden Ablenkungen in Klein- und Vorstädten dürfte für diesen Umstand der regional unterschiedlichen Ausbreitung des Do-it-yourself-Gedankens ein anderer Aspekt mindestens ebenso bedeutsam gewesen sein: die Frage nach dem Besitz eines Eigenheims.

54 3,8 Millionen Personen heimwerkten gar über 100 Stunden im Jahr. Vgl. ebd.

55 Ebd.

56 Was wiederum eine Hochrechnung der geleisteten DIY-Stunden auf die Gesamtbevölkerung fragwürdig erscheinen lässt. Zu den Zahlen vgl. ebd.

57 Vgl. ebd.

58 Blücher, Freizeit, S. 75.

### 2.2.2 Ermöglichungsraum des Do-it-yourself: das Eigenheim<sup>59</sup>

Zur Do-it-yourself-Messe 1976 in Stuttgart war die Stadtverwaltung mit einem eigenen Ausstellungsraum zugegen. In Anbetracht zahlreicher ungenutzter Waschküchen in großstädtischen Mehrfamilienhäusern hatten sich die Kommunalpolitiker Gedanken über deren potentielle Umnutzung gemacht – und eine der propagierten Ideen war ein Hobbykeller für sämtliche Bewohner des Hauses, in dem Do-it-yourself-Aufgaben ausgeführt werden könnten. Ziel dieses Plans, so die Verantwortlichen, war eine Steigerung der städtischen Lebensqualität.<sup>60</sup> Ein Plan, der nicht von Erfolg gekrönt war; nach der Präsentation auf der Messe verschwand die Idee wieder aus dem öffentlichen Diskurs über das Do-it-yourself.

Sei es, dass Heimwerken – ebenso wie Gärtnern – im Allgemeinen »keine soziale Tätigkeit« war,<sup>61</sup> sei es, weil es (entsprechend den Ausführungen im folgenden Abschnitt über die Konsumgeschichte des Do-it-yourself) nicht nur um den Gebrauch der Werkzeuge und Maschinen,

59 Zur statistischen Beziehung zwischen Eigenheimbesitz und steigender Do-it-yourself-Bereitschaft vgl. die Do-it-yourself-Marktuntersuchung der Gesellschaft für Konsumforschung von 1975. Diese Studie wies auf eine signifikant höhere Do-it-yourself-Häufigkeit bei Eigenheimbesitzern als bei Bewohnern von Mietwohnungen hin. Vgl. Gesellschaft für Konsumforschung, Do-It-Yourself. Repräsentativ-Umfrage 4000 Erwachsene, Nürnberg 1975, S. 10. Vgl. auch Stephen Smith, *Britain's Shadow Economy*, Oxford 1986, S. 174. Am britischen Beispiel wies Smith darauf hin, dass ungefähr doppelt so viele Hausbesitzer Do-it-yourself-Artikel kaufen würden wie Mieter von kommunalen und sogar fast drei Mal so viele wie Mieter in privaten Mietshäusern.

60 Vgl. O.A., Heimwerkerzentrum Stuttgart. Großes Rahmenprogramm zur DIY-Fachausstellung, in: *Muster und Farbe* 22 (1976), H. 1, S. 21. Zum Ersatz der zentralen Gemeinschaftswaschküchen durch die »etagenfähige[...] Waschmaschine« vgl. Ulrike Lindner, *Rationalisierungsdiskurse und Aushandlungsprozesse. Der moderne Haushalt und die traditionelle Hausfrauenrolle in den 1960er Jahren*, in: Matthias Frese, Julia Paulus u. Karl Tepe (Hrsg.), *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*, Paderborn 2005 (= *Forschungen zur Regionalgeschichte* 44), S. 83-106; hier S. 101 u. Wolfgang König, *Kleine Geschichte der Konsumgesellschaft. Konsum als Lebensform der Moderne*, Stuttgart 2008, S. 231. Man kann darin auch einen Versuch sehen, die sozialreformerischen Pläne für Gemeinschaftsküchen auf den Bereich des Do-it-yourself zu übertragen. Zu den »Einküchenhäuser« vgl. Gisela Dörr, *Neue Haushaltstechnik – alte Arbeitsteilung. Die Rationalisierung der Haushaltsproduktion*, in: Brigitte Andenbacher u. Tilla Siegel (Hrsg.), *Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung*, Pfaffenweiler 1995 (= *Soziologische Studien* 17), S. 157-171; hier S. 159.

61 Vgl. Rybczynski, Freitag, S. 176.

sondern immer auch um deren Besitz ging: Do-it-yourself als gemeinschaftlich betriebene Tätigkeit einer Hausgemeinschaft mit gemeinsam genutztem Equipment setzte sich in der Bundesrepublik Deutschland nicht durch.<sup>62</sup>

Zwar gaben Befragte den eigenen Hobbykeller als eine der am häufigsten genannten Wünsche für die Verbesserung der individuellen Wohnsituation an – doch zielte diese Angabe vor allem auf den Eigenheimbesitzer ab,<sup>63</sup> und heimwerkerrelevante Statistiken legten den Schluss nahe, dass es sich beim Do-it-yourself um eine Tätigkeit handelte, die durch den Besitz – oder den Bau – eines eigenen Hauses an Attraktivität (oder an Notwendigkeit) gewann.<sup>64</sup> Erst das Eigenheim bot die »Gelegenheitsstruktur mit intensiven Anreizen« zum verstärkten Heimwerken jenseits von »Kleckerles-Aufgaben«, sondern mit dem Gefühl, »zu ›produzieren‹, Wertschöpfung zu betreiben«.<sup>65</sup>

Zwar ist die historische und insbesondere die stadtgeschichtliche Erforschung des privaten Eigenheimbaus – und vor allem der Lebenswelten

62 Anders als in der DDR, wo das Heimwerken viel häufiger als in der Bundesrepublik als eine gemeinsam betriebene Tätigkeit mit wechselseitigen Hilfestellungen, dem Verleihen von Werkzeugen und Maschinen und gemeinsamer Arbeit an den entsprechenden Aufgaben beschrieben wurde. Vgl. Dominique Krössin, *Wie mache ich's mir selbst? Die Zeitschrift practic und das Heimwerken*, in: *Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.), Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren*, Köln u. a. 1996, S. 160-165; hier S. 165.

63 »Ein eigener Hobbyraum steht auf der Wunschliste umbaufreudiger Hausbesitzer an erster Stelle: Fast 60 Prozent aller bundesdeutschen Hauseigentümer richten sich bei Umbauten zuerst einen Hobbyraum ein. Dann erst folgt der Einbau einer Heizungsanlage (55,4 %) und der eines Bades (rd. 46 %).« O. A., *Es gibt zu wenig Hobbyräume. Ergebnisse einer Untersuchung über Freizeitverhalten. Mehr freie Zeit aber unterschiedliche Nutzung der Freizeit*, in: *HWM (1974), H. 6, S. 25*. Auch ein populärer Wohnratgeber, erschienen im Publikumsverlag *Knaur*, empfahl den umbauwilligen Bundesbürgern die Ausgestaltung eines eigenen »Bastel- und Werkraum[s]«, der »mehr als nur ein von praktischen Gesichtspunkten bestimmtes Anhängsel der übrigen Wohnung« sein sollte. Vgl. Gerd u. Ursula Hatje, *Knaurs Wohnbuch*, München u. Zürich 1961, S. 290f. Allgemein zum Wunsch nach einem Hobbyraum vgl. König, *Geschichte der Konsumgesellschaft*, S. 230.

64 Zum Zusammenhang von Suburbanisierung und steigenden Ausgaben für Do-it-yourself-Artikel in den USA vgl. Jan Logemann, *Trams or Tailfins. Public and Private Prosperity in Postwar West Germany and the United States*, Chicago u. London 2012, S. 77.

65 Honer, *Perspektive*, S. 332. Hiermit soll nicht suggeriert werden, dass nicht auch Bewohner von Mietwohnungen Do-it-yourself betrieben; die wirklich großformatigen Aufgaben, die die Leitbilder des Heimwerkens in den 1970er und 1980er Jahren darstellten, waren jedoch nur im eigenen Haus durchzuführen.

seiner Bewohner – noch immer ein Desiderat.<sup>66</sup> Den Suburbanisierungsprozess analysierte die Zeitgeschichtsforschung vor allem von der Warte des »sozialen Wohnungsbaus« und der in diesem Zug entstandenen und bald an Beliebtheit verlierenden Großwohnsiedlungen mit Hochhausbebauung her;<sup>67</sup> die Suburbanisierung mit den ausufernden Gebieten freistehender Eigenheime führt dagegen ein Schattendasein in der Forschung,<sup>68</sup> was umso verwunderlicher ist, war dies doch schon seit den späten 1950er Jahren das Wunschbild der meisten Familien und wurde es doch im Verlauf der 1960er immer mehr zum erreichbaren Ziel der Lebensplanung.<sup>69</sup> Die Auseinandersetzungen im Rahmen der Stadtplanungsdiskurse, ob der Wohnbedarf über »Massenwohnung oder Eigenheim« zu lösen wäre,<sup>70</sup> erhielt so zumindest in der geschichtswissenschaftlichen Forschung eine Schlagseite zugunsten des Massenwohnungsbaus, die erst langsam durch die verstärkte Konzentration auch auf den vorstädtischen Eigenheimbau ausgeglichen wird.<sup>71</sup>

66 Vgl. Johann Jessen u. Christina Simon, Städtebau. Vom eigenen Haus mit Garten zum suburbanen Wohnquartier, in: Tilman Harlander (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, Stuttgart u. München 2001, S. 350-381; hier S. 351.

67 Vgl. Ulfert Herlyn, Wohnverhältnisse in den Neubausiedlungen der sechziger Jahre, in: Axel Schildt u. Arnold Sywottek (Hrsg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1988, S. 513-536.

68 Oder wird pauschal als »Zersiedelung« kritisiert, ohne nach den dort vorherrschenden Lebensstilen und Alltagspraktiken zu fragen. Vgl. z. B. Fuhrmann/Meteling/Rajkay u. a., Geschichte, S. 150.

69 Auch wenn Nolte herausstellt, dass es nie zu vergleichbaren Entwicklungen wie in den USA kam, wo eine spezielle Förderung des »standardisierten Eigenheimbaus in den suburbs, bei der die Washingtoner Regierung der Förderung der weißen Mittelklasse die sozialpolitische Priorität gab«, festzustellen war. Paul Nolte, Gemeinsame Muster und nationale Pfade. Europäisch-atlantische Gesellschaften diesseits und jenseits der »Goldenen Jahre«, in: Ders., Transatlantische Ambivalenzen. Studien zur Sozial- und Ideengeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, München 2014, S. 355-367; hier S. 358.

70 Zu dieser Dichotomie vgl. Axel Schildt u. Arnold Sywottek, »Massenwohnung« und »Eigenheim«. Zum Stand der Geschichte des großstädtischen Wohnungsbaus und Wohnens seit dem Ersten Weltkrieg, in: Dies. (Hrsg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1988, S. 9-40; hier S. 13.

71 Vgl. zu einem innovativen Zugriff auf das suburbane Wohnen den Ansatz Woykes, der sich kulturgeschichtlich mit der Popularisierung des Eigenheims in Stadtrandlage auseinandersetzt. Meik Woyke, »Häuschen im Grünen.« Die Popularisierung der Suburbanisierung im 20. Jahrhundert, in: Daniela Münkler u. Lu Seegers (Hrsg.), Medien und Imagepolitik im 20. Jahrhundert. Deutschland, Europa, USA,

Direkt nach dem Zweiten Weltkrieg war das Eigenheim vor allem deshalb interessant, weil es den Bewohnern – auch in Notzeiten – ein Stück weit Selbstversorgung durch den eigenen Garten gestattete.<sup>72</sup> Gerade die Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit führten dazu, dass die Hausbesitzer im eigenen Haus neben dem Aspekt der Selbstversorgung auch eine vergleichsweise sichere Wertanlage ausmachten.<sup>73</sup> Ganz davon abgesehen, dass es durch Selbst- und Nachbarschaftshilfe relativ günstig errichtet werden konnte.<sup>74</sup>

So beschrieb Herta Jörgens in einem humoristischen Roman Anfang der 1960er Jahre den Bau des eigenen Hauses von der Idee über die Planung bis hin zur Fertigstellung. Nachdem verschiedene Ämter die Familie um so manche Bearbeitungsgebühr erleichtert hatten, die (ebenso unzuverlässigen wie teuren) Handwerker immer horrendere Rechnungen ausstellten und somit das Eigenkapital und die Fördersumme aus dem sozialen Wohnungsbau rapide geschrumpft war, entschloss sich die Familie zur Selbsthilfe:

»Wenn ich bedenke«, begann er [der Ehemann; J. V.] zögernd, »was wir alles in Selbsthilfe schaffen können ... Natürlich nicht das Mauerwerk, aber anstreichen, tapezieren, die Gartenanlage ... Wie viel Arbeitsstunden mögen das werden? Na, egal! Wenn ihr dabei tüchtig helfen wollt, Kinder ...« Klar, erscholl es im Chor.<sup>75</sup>

Die im Roman als »fleischgewordenes bundesdeutsches Glück« beschriebene Familie<sup>76</sup> konnte so ihr Haus fertigstellen und die Ich-Erzählerin zog

Frankfurt a. M. 2008, S. 273-292. Für eine Annäherung an das suburbane Wohnen anhand unterschiedlicher Beispiele aus dem Hamburger Umland vgl. ders., »Wohnen im Grünen«? Siedlungsbau und suburbane Lebensstile im nördlichen Umland von Hamburg von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren, in: Zeitgeschichte in Hamburg (2005), S. 22-49.

72 Vgl. dazu vor allem Michael Prinz, Der Sozialstaat hinterm Haus. Wirtschaftliche Zukunftserwartungen, Selbstversorgung und regionale Vorbilder. Westfalen und Südwestdeutschland 1920-1960, Paderborn u. a. 2012 (= Forschungen zur Regionalgeschichte 69).

73 Vgl. Günther Schulz, Eigenheimpolitik und Eigenheimförderung im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Axel Schildt u. Arnold Sywottek (Hrsg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1988, S. 409-439; hier S. 412.

74 Vgl. ebd. Vgl. zu derartigen Bauvorhaben unter tätiger Mithilfe der Familien auch Andersen, Traum, S. 136.

75 Herta Jörgens, Betrifft: Bauvorhaben, eigenes. Beinahe ein Roman, Stuttgart 1964, S. 50.

76 Ebd., S. 181.

das Fazit: »Ich hatte eigentlich genug von Selbsthilfe [...].«<sup>77</sup> Leider bricht der Roman an dieser Stelle ab; ob die Familie am Ende nicht doch Freude an der Arbeit empfunden hat, ob sie letztlich gar vielleicht Teil der »Do-it-yourself-Bewegung« wurde, bleibt damit außen vor.

Was dieser fiktive (aber laut der Autorin auf wirklichen Erfahrungen beruhende) Bericht ansprach, war auch Gegenstand von Ratgebern für Bauherren dieser Zeit. Zwar werde Selbsthilfe häufig nur im Finanzierungsplan angegeben, dann aber tatsächlich aus unterschiedlichen Gründen nicht geleistet<sup>78</sup> – richtig organisiert und professionell angeleitet, könne sie aber durchaus einen wesentlichen Beitrag zu Einsparungen beim Hausbau liefern, so der Architekt Gustav Kilian Ringel 1965.<sup>79</sup>

Bei ausreichend freier Zeit könne ein Bauherr, der »während eines Bausommers 20 Wochen lang je 20 Arbeitsstunden leistet [...] 400 Arbeitsstunden [mithelfen], die wertmäßig als Helferstunden abgerechnet werden können«. Dies brächte eine Einsparung von fünf bis sieben Prozent der Lohnkosten und damit eine Einsparung der Gesamtkosten von »höchstens 2-3 %«. Leiste der Bauherr zusätzlich noch Selbsthilfe vor und nach den »eigentlichen Bauarbeiten«, so könne sich der Betrag auf fünf bis acht Prozent vom Gesamtbaupreis erhöhen.<sup>80</sup> Unter Einsatz der Familienmitglieder (wie im Beispiel des Romans) beliefen sich die Einsparungen durch »Selbsthilfe ohne handwerkliche Schulung« auf bis zu 20 Prozent. Dies war der Maximalwert, tatsächlich lag die Einsparung in den meisten Fällen bei höchsten zehn bis 15 Prozent.<sup>81</sup>

Vergleicht man nun diese Empfehlungen und Praxen der Selbsthilfe beim Hausbau mit dem, was unter dem Begriff des Do-it-yourself zusammengefasst wurde, so fällt auf, dass die ausgeführten Aufgaben sich in beiden Fällen ähnelten, wenn sie nicht sogar deckungsgleich waren:

77 Ebd., S. 172.

78 Vgl. Gustav Kilian Ringel, *Der große Hausbau-Ratgeber*, München 1965, S. 40. Häufig würden die Arbeiten statt in Selbsthilfe durch Schwarzarbeit ausgeführt, die der Autor aber vergleichsweise wohlwollend beschrieb, sah er in der »umfangreiche[n] Schwarzarbeit an den freien Samstagen [ein] natürliches Ventil für die Bauten, die sonst stecken bleiben würden«. Diese »unechte[...] Selbsthilfe« werde »mit zunehmender Normalisierung der Verhältnisse wieder verschwinden [...] und [sei] deshalb nicht weiter beunruhigend«. Ebd., S. 40. Auch die professionellen Handwerker wiesen auf diesen Umstand hin und kritisierten, dass häufig statt wirklicher Selbsthilfe Schwarzarbeit geleistet würde. Vgl. E. K., *Selbsthilfe für Schwarzarbeiter*, in: *Deutsches Handwerksblatt* 16 (1964), H. 22, S. 465.

79 Vgl. Ringel, *Hausbau-Ratgeber*, S. 41.

80 Vgl. ebd., S. 43.

81 Vgl. ebd., S. 44.

Streichen, die Verarbeitung von Holz, die Arbeit mit Baumaterialien – all dies prägte auch das Heimwerken. Ebenso auffällig sind die Unterschiede. So finden sich in den Berichten zur baulichen Selbsthilfe keine Hinweise darauf, dass die ausgeführten Arbeiten mit Freude, Selbstverwirklichung oder der Sehnsucht nach ganzheitlichen Tätigkeiten im Zusammenhang stünden, wohingegen das Do-it-yourself (wie noch zu zeigen sein wird) von Beginn an mit derartigen Zuschreibungen legitimiert wurde. Hier stand allein die Ersparnis als einzige Motivation im Vordergrund. Damit zusammen hängt ein weiterer zentraler Unterschied: Bei der Selbsthilfe lag die Organisation der Aufgaben in der Hand des Bauunternehmers,<sup>82</sup> die Leistungen des Bauherren wurden als »Mithilfe« apostrophiert. Worum es aber im Do-it-yourself ging (und was letztlich den Erfolg dieses Konzepts bedingte), war gerade, dass der Heimwerker nicht allein von außen aufgetragene Arbeiten ausführte.<sup>83</sup> Vielmehr bot das Heimwerken ein Autonomieversprechen an, genau das zu tun, was man gerne tun wollte, und es auch so zu tun, wie man es gerne wollte – und eben nicht Empfänger von Direktiven zu sein, wie man sie aus der in Abgrenzung dazu so gekennzeichneten »entfremdeten« Arbeitswelt des Berufs gewohnt war.<sup>84</sup>

Auch die genossenschaftlich organisierten Siedlergemeinden, die in Gemeinschaftsarbeit ganze Wohnsiedlungen mit individuellen, freistehenden Häusern für jede Mitgliedsfamilie errichteten,<sup>85</sup> wurden in den späteren

82 »Diese Umstände bedingen eine Organisation, die von fachkundigen technischen Kräften geschaffen werden muss.« Ebd., S. 43.

83 Vgl. ebd., S. 40f.

84 Vgl. dazu auch die Darstellungen in den folgenden Abschnitten.

85 Vgl. Peter Goerke, Selbsthilfesiedlung Duisburg-Hagendorf, in: Tilman Harlander (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, Stuttgart und München 2001, S. 482-491; hier S. 485ff. An dieser Stelle ist der Blick in die DDR interessant. Während dort in den 1950er und 1960er Jahren der Eigenheimbau durch die Politik noch abgelehnt wurde, wandelte sich mit der Regierungsübernahme Honeckers in den frühen 1970er Jahren das Bild, und man begann mit der Förderung des Eigenheimbaus. Dies war auf die Kontinuität der Beliebtheit des Eigenheims zurückzuführen, gleichzeitig aber auch wirtschaftspolitisch begründet, ging die Staatsführung doch davon aus, dass sich durch den Eigenheimbau – unter Zuhilfenahme der Eigenleistungen des Bauherren, seiner Familie und seiner Verwandten – das immer noch bestehende Wohnungsproblem lösen ließe. Zum Bau des eigenen Hauses waren die Betriebe angewiesen, den Beschäftigten Werkzeuge leihweise zur Verfügung zu stellen. Vgl. Nicole Andries, Im Schatten der »Platte«. Eigenheimbau in der DDR, in: Dies. u. Majken Rehder (Hrsg.), Zaunwelten. Zäune und Zeitzeugen. Geschichten zur Alltagskultur der DDR, Marburg 2005, S. 49-56. Vgl. dazu auch Peter Hübner, Arbeit, Arbeiter und Technik in der DDR 1971 bis 1989. Zwischen Fordismus und digitaler Revolution, Bonn 2014

Debatten um das Heimwerken nicht mehr diskutiert. Zu sehr war man wohl vom amerikanischen Einfluss des Do-it-yourself und des Selbermachens als Lebensstil eingenommen, als dass man sich an derartige eigene Traditionslinien erinnerte,<sup>86</sup> die man wohl vor allem mit Notzeiten assoziierte. Die Siedlerbewegung feierte ihre erste Hochzeit während der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre und wurde in einer ähnlich prekären ökonomischen Situation nach dem Zweiten Weltkrieg neu belebt.<sup>87</sup>

Die Frühzeit der Bundesrepublik war trotz derartiger Überlegungen und trotz der überparteilichen Wertschätzung des Eigenheims durch den Bau von Mietwohnungskomplexen gekennzeichnet, waren sie doch der schnellstmögliche Weg, dem akuten Wohnungsmangel abzuhelpfen.<sup>88</sup> Zwar war die Förderung des Eigenheimbaus schon im ersten Wohnungsbaugesetz von 1950 angedacht, flächendeckend wirksam wurde sie aber erst nach dem zweiten Wohnungsbaugesetz von 1956, was mit zwei weiteren Grundlagen für eine vermehrte Nachfrage nach Eigenheimen zusammenhing:<sup>89</sup>

(= Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts 15), S. 312. Hanisch beschreibt Förderungsmaßnahmen für den Selbstbau von Wohnhäusern im Nachkriegsösterreich und verknüpft sie mit der interessanten Frage der dabei verhandelten Konzepte von Männlichkeit als Fähigkeit, seiner Familie ein Heim verschaffen zu können. Vgl. Ernst Hanisch, Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien u. a. 2005, S. 104. Zum Verhältnis von Männlichkeit(en) und Do-it-yourself vgl. Exkurs 2.

86 Ein ähnliches Schicksal widerfuhr dem »Basteln«, dass zwar eher der nicht durch die Not diktierten tätigen Beschäftigung entsprach, aber dem amerikanisch konnotierten Do-it-yourself gegenüber als inferior angesehen wurde.

87 Vgl. Johann Jessen u. Christina Simon, Städtebau. Vom eigenen Haus mit Garten zum suburbanen Wohnquartier, in: Tilman Harlander (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, Stuttgart u. München 2001, S. 350-381; hier S. 355. und Pinz, Sozialstaat.

88 Vgl. dazu Clemens Zimmermann, Wohnungspolitik. Eigenheim für alle?, in: Tilman Harlander (Hrsg.), Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland, Stuttgart u. München 2001, S. 130-149; hier S. 132. Interessanterweise lässt sich auch für die USA eine ähnliche Eigenheimförderungspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg feststellen. Diese war in der sogenannten *G1-Bill* festgelegt und zielte darauf ab, vor allem ehemaligen Soldaten die Familiengründung im eigenen Haus zu ermöglichen. Vgl. dazu Jürgen Martschukat, Die Ordnung des Sozialen. Väter und Familien in der amerikanischen Geschichte seit 1770, Frankfurt a. M. u. New York 2013, S. 277. In den USA war schon bei der Planung der Häuser die Do-it-yourself-Möglichkeit mitbedacht worden: »Den Dachboden konnte Vater am Wochenende ausbauen, damit die Familie mehr Platz hatte und man sich der Illusion hingeben konnte, das Haus habe einen individuellen Touch.« Ebd., S. 278.

89 Vgl. Schulz, Eigenheimpolitik, S. 425. Allgemein zur bundesrepublikanischen Wohnungspolitik und zu den Wohnungsbaugesetzen vgl. Björn Egner, Wohnungspolitik seit 1945, in: APuZ 64 (2014), H. 20/21, S. 13-19; hier vor allem S. 14. Zum

wachsender Wohlstand und die zunehmende Automobilisierung der Gesellschaft und der verstärkte Ausbau des Nahverkehrssystems, das bald die ausufernden Stadtrandlagen und die zu stadtnahen Wohngebieten gewachsenen Dörfer erschloss.<sup>90</sup>

Die Argumente für den Bau in den langsam und ungeplant ausufernden Stadtrandlagen waren dementsprechend mehr als überzeugend<sup>91</sup> – auch wenn die zeitgenössische intellektuelle Kritik sich über »das Wüstenrot- und Leonberghaus, die Bimsblock-Tristesse« in den Vortortsiedlungen echauffierte.<sup>92</sup> Während in den ländlichen Regionen preiswertes Bauland, ruhige und naturnahe Wohnlagen und ein sicheres Wohnumfeld für die Kinder lockten, wirkten die »Tertiarisierung der Innenstädte«, steigende Mieten und durch den wachsenden Verkehr prekär werdende Wohnsituationen als *Push*-Faktoren für den Umzug und den Bau eines eigenen Hauses.<sup>93</sup>

Insbesondere das Bausparen machte es Arbeitern und kleinen Angestellten möglich, ein eigenes Haus zu besitzen. Der Hausbesitz unter Arbeitern wuchs von elf Prozent Mitte der 1950er Jahre auf über 40 Prozent Anfang der 1970er Jahre an.<sup>94</sup> Die Verbürgerlichung vormals unterbürgerlicher

Gesetzestext vgl. Zweites Wohnungsbaugesetz (Wohnungsbau- und Familienheimgesetz) vom 27. Juni 1956, in: Bundesgesetzblatt Teil I 1956, Nr. 30, S. 523–558. Hier wird in § 36 explizit auf die Selbsthilfe des Bauherren eingegangen, die entweder von ihm selbst, seinen Angehörigen oder »unentgeltlich oder auf Gegenseitigkeit« von anderen geleistet werden konnte, und dann als Teil des Eigenkapitals zur Finanzierung des Hauses angerechnet wurde. Vgl. ebd., S. 534.

<sup>90</sup> Zu diesen Grundvoraussetzungen vgl. Woyke, Häuschen, S. 278 ff.

<sup>91</sup> Zur Popularität der Stadtrandsiedlungen im 20. Jahrhundert vgl. Jörn Weinhold, Die Stadtrandsiedlung, in: Alexa Geisthövel u. Habbo Knoch (Hrsg.), Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. u. New York 2005, S. 183–192; für die Bundesrepublik insbesondere S. 189 ff.

<sup>92</sup> Vgl. Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a. M. 1969, S. 13. [Zuerst 1965] Zur zeitgeschichtlichen Würdigung dieses Werks als »ein wichtiges Zeugnis radikaler Stadtkritik« vgl. Adelheid von Saldern, Gegen Entmischung und Monotonie der Städte. Alexander Mitscherlichs »Anstiftung zum Unfrieden«, in: Zeithistorische Forschungen 12 (2015), H. 1. Online-Ausgabe: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2015?q=node/5190>; aufgerufen am 23. 6. 2015.

<sup>93</sup> Vgl. Jessen/Simon, Suburbanisierung, S. 322. Hinzu kam noch die Vorstellung, im suburbanen Eigenheim ein weitgehend selbstbestimmtes Leben führen zu können – was aber häufig schon an der Gartengrenze und in Auseinandersetzungen mit den Nachbarn endete. Vgl. Woyke, Wohnen, S. 32 f.

<sup>94</sup> Schildt/Sywottek, Massenwohnung, S. 17. Allgemein ergab sich für die späten 1970er Jahre, der ersten Hochzeit des Do-it-yourself-Gedankens in der Bundesrepublik, ein Eigenheimbesitz von 41,6 %. Vgl. Schulz, Eigenheimpolitik, S. 428.

Schichten durch den Erwerb oder Bau von Wohneigentum<sup>95</sup> war eines der zentralen Anliegen der Wohnungsbaugesetze und konnte offenbar eingelöst werden.<sup>96</sup> Clemens Zimmermann spricht dementsprechend von einem »Erfolg der Eigenheimförderungspolitik«, konnten doch zwischen Mitte der 1950er und dem Anfang der 1980er Jahre 150 000 bis 200 000 Fertigestellungen von geförderten Einfamilienhäusern festgestellt werden.<sup>97</sup>

Damit lag der Eigenheimbesitz bei Arbeitern durchaus im Rahmen der Gesamtgesellschaft. Abelshauser kann für die 1950er Jahre nachweisen, dass schon zu diesem frühen Zeitpunkt eine beträchtliche Zunahme an Wohneigentum bei Arbeitern feststellbar war. So gehörten 1950 nur 24 % der 3,6 Millionen Einfamilien- und Bauernhäuser Arbeitnehmern, von den zwischen 1952 und 1960 fertiggestellten 1,3 Millionen Neubauten waren hingegen schon 57 % durch »Arbeitnehmer-Bauherren« errichtet worden. Vgl. Abelshauser, *Fünzig Jahre*, S. 54.

95 Zur Beziehung von Wohneigentum und Bürgerlichkeit vgl. Heinz Bude, Joachim Fischer u. Bernd Kaufmann, Einleitung, in: Dies. (Hrsg.), *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, München 2010, S. 7-16; hier S. 9. Zum »Aufstieg zur Respektabilität« der Arbeiter in der Bundesrepublik vgl. Josef Mooser, *Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik*, Frankfurt a.M. 1984, S. 142 ff. Um diese qua Eigenheim ausgedrückte repräsentative Bürgerlichkeit zu erreichen, war häufig auch die Selbsthilfe am Bau vonnöten. Um sie über die Zeit hinaus zu bewahren und zu erweitern, waren wiederum Arbeiten im Sinne des Heimwerkers unabdingbar, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Zum Eigenheim als »vorrangig[e] Erfolgssymbol« der bundesrepublikanischen Arbeiter auf ihrem Weg aus der »Proletarität« vgl. ders., *Abschied von der »Proletarität«*. Sozialstruktur und Lage der Arbeiterschaft in der Bundesrepublik in historischer Perspektive, in: Werner Conze u. M. Rainer Lepsius (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Beiträge zum Kontinuitätsproblem*, Stuttgart <sup>2</sup>1985 (= *Industrielle Welt* 34), S. 143-186; hier S. 153.

96 Vgl. Georg Wagner-Kyora, »Das Zweckmäßige ist fast immer auch schön.« Stadtplanung, Wohnkultur und Lebensstile in der Bundesrepublik der sechziger Jahre, in: Matthias Frese, Julia Paulus u. Karl Teppe (Hrsg.), *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*, Paderborn 2005 (= *Forschungen zur Regionalgeschichte* 44), S. 615-645; hier S. 629 ff. Allgemein zur Wohnung als »arena of social campaign and exhibition« vgl. Enrica Asquer, *Domesticity and Beyond. Gender, Family, and Consumption in Modern Europe*, in: Frank Trentmann (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the History of Consumption*, Oxford u. New York 2012, S. 568-584; hier S. 579.

97 Zimmermann, *Wohnungspolitik*, S. 330 f. Zur Durchsetzung des Eigenheimbaus in den Boom-Jahren vgl. Hartmut Kaelble, *Boom und gesellschaftlicher Wandel 1948-1973. Frankreich und die Bundesrepublik Deutschland im Vergleich*, in: Ders. (Hrsg.), *Der Boom 1948-1973. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und in Europa*, Opladen 1992 (= *Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin* 64), S. 219-247; hier S. 238. Zur Kritik an der bundesrepublikanischen »Eigentumsideologie«, die das Eigenheim zum »Symbol für individuelle Freiheit, Unabhängigkeit

Was der Eigenheimbesitz neben dem Erholungsraum des eigenen Gartens und dem dem Repräsentationsbedürfnis entgegenkommenden Wohnzimmer noch bot, waren Räumlichkeiten, die für Hobbys genutzt werden konnten, die zum einen Platz brauchten und zum anderen ebenso lärm- wie schmutzintensiv waren.<sup>98</sup> Do-it-yourself-Aktivitäten waren eines davon;<sup>99</sup> und gleichzeitig bot das eigene Haus den Rahmen dafür, dass überhaupt Renovierungs-, Ausbau- und Verschönerungsmaßnahmen am Wohnraum angestellt werden konnten (oder mussten), ohne Einsprüche vom Besitzer oder Vermieter fürchten zu müssen.<sup>100</sup> Das von

und Sicherheit« gemacht habe, vgl. Hartmut Häußermann u. Walter Siebel, *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*, Weinheim u. München 1996, S. 229 f.

98 Die einzigen Auseinandersetzungen, die die Heimwerker dementsprechend zu fürchten hatten, waren die mit der eigenen Familie und hier vor allem die mit der eigenen Ehefrau, die immer satirisch, aber durchaus auch wissenschaftlich aufgegriffen wurden. Auf derartige Auseinandersetzungen wird im Folgenden noch eingegangen werden. Zum Schmutz, der besonders dann zum Problem werden konnte, wenn der Heimwerker über keinen eigenen Werkraum verfügte, sondern im Hausarbeitsraum seinem Hobby nachgehen musste, vgl. zeitgenössisch die Hinweise der Wohnberatung in Elisabeth Wetzlar, *Freizeit-Räume. Unterhaltung, Hobby, Gesundheit*, Berlin u. Frankfurt a. M. 1968, S. 54.

99 Do-it-yourself böte in diesem Sinne einen guten Anlass, sich mit der *Sound History* des Eigenheims zu beschäftigen. Es ist davon auszugehen, dass sich gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die akustischen Erfahrungen im Privathaushalt fundamental wandelten. Neben den Unterhaltungsmedien Radio und Fernsehen und den neuen Geräuschen der Küchenmaschinen und Haushaltsgeräte waren es mit dem Heimwerken verbundene Geräusche (kreisende Bohrer, jaulende Sägen und andere maschinell erzeugte Lärmerfahrungen, aber auch Fluchen und Brüllen des Verursachers), die die *Soundscape* des Privathaushalts mitbestimmten. Als Einführung in die unterschiedlichen Fragehorizonte der *Sound History* vgl. Gerhard Paul u. Ralph Schock, *Sound der Zeit. Einleitung*, in: Dies. (Hrsg.), *Sound der Zeit. Geräusche, Töne, Stimmen 1889 bis heute*, Göttingen 2014, S. 11-16, Daniel Morat, *Der Klang der Zeitgeschichte*, in: *Zeithistorische Forschungen* 8 (2011), S. 172-177 u. ders., *Zur Geschichte des Hörens. Ein Forschungsbericht*, in: *AfS* 51 (2011), S. 695-716; hier auch der Begriff des »Soundscape«, S. 713.

100 Schon 1956 gab deshalb Alfred Weber zu bedenken, dass man im Grunde nicht von einer realen Vermehrung der Freizeit der Bundesbürger ausgehen könnte. Zum einen wegen der durch den Besitz eines Eigenheims notwendig gewordenen »Pendlerexistenz«. Zum anderen, weil sie weiter am Haus arbeiten müssten: »Denn diese Pendler [...] sind vollkommen aufgeessen von der Arbeit, die sie zu Hause vorfinden; sie sind gar nicht imstande, diesem ganzen Trunksuchtsgefälle dieser Zivilisationselemente zu verfallen.« Alfred Weber, »Die Bewältigung der Freizeit«, in: *Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Akademiker* (Hrsg.), *Revolution der Roboter. Untersuchungen über Probleme der Automatisierung*, München 1956, S. 141-160; hier S. 152.

Georg Wagner-Kyora ausgemachte Repräsentationsbedürfnis galt dementsprechend nicht nur dem, was man sich leisten konnte.<sup>101</sup> Vielmehr bot der Do-it-yourself-Gedanke auch eine ideale Voraussetzung dafür, zu zeigen, was man geleistet hatte – und das ganz konkret.

Die selbst angebrachte Tapete, das selbst renovierte Badezimmer, selbst gebaute oder dem Zeitgeschmack entsprechend »verschönerte« Möbelstücke dienten diesem Bedürfnis. Anders als Andreas Wirsching annimmt, ersetzte somit Konsum nicht einfach Arbeit als identitätsstiftendes Moment,<sup>102</sup> sondern die Realität im Eigenheim (aber auch in Mietwohnungen) stellte sich komplexer dar. Nicht allein das Erworbene und zu Konsumierende diente der Selbstdarstellung und Selbstdefinition, sondern auch die dabei geleistete Arbeit. Die Analyse des Heimwerkens ist somit immer auch ein Beitrag zur historischen Erforschung der Lebenswelt (vor allem) der suburbanen Bevölkerung.<sup>103</sup> Johann Jessen und Christina Simon gehen sogar so weit, in

101 Vgl. Wagner-Kyora, Stadtplanung, S. 645. Zur Repräsentationsfunktion des Wohnens aus wohnsoziologischer Perspektive vgl. Christine Hannemann, Zum Wandel des Wohnens, in: APuZ 64 (2014), H. 20-21, S. 36-43; hier S. 37. Schon Mitscherlich beschrieb Mitte der 1960er die »fast manische Sucht, sich ein Air von Respektierlichkeit zu geben« beim Eigenheimbesitzer. Mitscherlich, Unwirtlichkeit, S. 65.

102 Vgl. Andreas Wirsching, Konsum statt Arbeit? Zum Wandel von Individualität in der modernen Massengesellschaft, in: VfZ 56 (2009), S. 171-199. Auch wenn Wirsching selbst schon einige Kritikpunkte an einer derart starken Betonung des Konsums für die Individualität aufzählt, legt Trentman in seiner Kritik an Wirschings Ansatz nach, fordert die strikte Historisierung des Begriffs »Konsumgesellschaft« als Kampfbegriff des Kalten Krieges, kritisiert die allzu strikte Konzentration auf das 20. Jahrhundert und weist darauf hin, dass es durchaus auch in bestimmten Berufen – und hier vor allem bei den sehr gut bezahlten Stellungen in den Führungsebenen von Großunternehmen – zu einer Verlängerung der Arbeitszeit komme, sodass nicht von einem Ersatz der Arbeit durch Konsum als Individualisierungsmoment ausgegangen werden könne. Vgl. Frank Trentmann, Consumer Society – RIP. A Comment, in: Contemporary European History 20 (2011), S. 27-31. Zu Trentmanns im Einzelnen sicher diskussionswürdigen Kritikpunkten an Wirsching muss mit Blick auf die »Do-it-yourself-Bewegung« hinzugefügt werden, dass Freizeit nicht mit Konsumzeit gleichzusetzen ist, sondern in dieser durchaus auch Arbeiten verrichtet werden. Zur problematischen Gleichsetzung von Freizeit als Konsumzeit vgl. Jürgen Habermas, Notizen zum Missverhältnis von Kultur und Konsum, in: Merkur 10 (1956), S. 212-228; hier S. 216. Zur ökonomischen Kompensation der Ausdehnung der Freizeit »durch Eigenarbeiten in Haus und Garten« vgl. den wirtschaftswissenschaftlichen Ansatz bei Dieter Jütting, Freizeit. Konsumieren oder Selbstgestalten?, in: Sigurd Agricola, Anke Haag u. Manfred Steffens (Hrsg.), Freizeitwirtschaft. Märkte und Konsumwelten, Erkrath u. Wuppertal 1990, S. 11-18; hier S. 12.

103 Genau diese Lebenswelten seien noch immer nicht hinreichend erforscht, und dass, obwohl davon ausgegangen werden müsse, dass sich hier eine »eigene ökonomische«

einer nicht nur ironisch zu lesenden Beschreibung, am Äußeren der Eigenheime den »Stand der in den Baumärkten für jedermann verfügbaren Bautechnik und nicht zuletzt die zur Bauzeit aktuellen Moden« erkennen zu können.<sup>104</sup>

### 2.2.3 Der Preis des Heimwerkens.

Steigende Einkommen und die wachsende Bedeutung des Do-it-yourself

Wohlstand, so das schon zitierte Impressum der Zeitschrift *Selbst ist der Mann*, war die Grundlage für die massenhafte Verbreitung des Heimwerkens.<sup>105</sup> Was auf den ersten Blick erstaunlich erscheint, war doch der Hinweis auf das Einsparpotential durch das Selbermachen immer ein Element des Motivationsbündels für Do-it-yourself-Aktivitäten, ist auf den zweiten durchaus plausibel: Erst das wachsende freie Einkommen über die Befriedigung der basalen Bedürfnisse hinaus ließ die Bundesbürger daran denken, sich für den Wohnraum Behaglichkeit, Gemütlichkeit und eine Ausgestaltung entsprechend den eigenen Vorstellungen von Repräsentativität verschaffen zu können.<sup>106</sup> Steigende Familieneinkommen waren aber auch die Voraussetzung dafür, dass überhaupt die immer ausdifferenzierteren Heimwerkermaschinen, immer ausgefalleneren Materialien und immer konsumentenfreundlicheren Produkte erworben werden konnten, die die »Do-it-yourself-Bewegung« begleiteten.

Schon in George Katonas Anfang der 1960er Jahre ins Deutsche übersetzten Studie zur amerikanischen Konsumkultur verwies der Autor auf empirische Arbeiten, die einen direkten Zusammenhang zwischen hohem Einkommen und wachsenden Do-it-yourself-Ausgaben nachwiesen; auch wenn es schwerfalle, zwischen den Ausgaben für Reparaturen durch

mische, soziale, kulturelle und lokalpolitische Realität« ausgebildet habe. Jessen/Simon, *Suburbanisierung*, S. 326. Zum Desiderat der Erforschung suburbaner Lebensstile vgl. Woyke, *Wohnen*, S. 44. Die Bau- und Heimwerkermärkte, die sich vor allem seit den 1970er Jahre in der Peripherie von Großstädten auf der sogenannten »Grünen Wiese« ansiedelten, flohen so nicht nur vor den hohen Mieten in innenstädtischen Lagen, sondern kamen – im wahrsten Sinne des Wortes – ihren potentiellen Kunden entgegen. Zum Zusammenhang des suburbanen Eigenheimbaus und der Ansiedlung von Einzelhandelsbetrieben in den entsprechenden Regionen vgl. Jessen, *Suburbanisierung*, S. 319.

104 Jessen/Simon, *Suburbanisierung*, S. 353.

105 O. A., *Do-it-yourself mehr denn je*, S. 3.

106 Zu diesen Leitbegriffen der bundesrepublikanischen Mentalität seit den 1950er Jahren und damit der »enormen Popularität des Bürgerlichen« vgl. Schildt, *Ankunft*, S. 92.

Handwerker und Arbeiten in Eigenleistung zu differenzieren, hätten doch insbesondere die Befragten mit einem Einkommen zwischen 6000 und 12 000 Dollar jährlich bis zu 500 Dollar für die Renovierung ihrer Häuser ausgegeben – wobei »die Besitzer vielfach selber Hand anlegen und Material anschaffen«, so Katona.<sup>107</sup> Der von Katona für die USA diagnostizierte und von vielen Beobachtern auch für Europa erwartete »Massenkonsum« bestand also keineswegs nur im Erwerb und Verbrauch massenhaft produzierter Konsumgüter, sondern auch im Selbermachen.

Anders als die gegenwärtige Zeitgeschichtsforschung feststellt, lassen sich in der Geschichte des Heimwerkens keine Brüche, keine signifikanten Unterschiede zwischen Boom- und Nach-Boom-Zeit feststellen. Vielmehr ist ein kontinuierliches Wachstum des Heimwerkens von den späten 1950er Jahren bis in die 1980er Jahre zu beobachten.<sup>108</sup> Die Krisen der 1970er Jahre dienten vielmehr dazu, das Heimwerken noch zu forcieren, legitimierten doch Prognosen von Energiekrise, Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsabschwung das verstärkte Selbermachen.<sup>109</sup> Das Heimwerken fungierte so gerade in den 1970er Jahren als individuell gewendete Form der Krisenbewältigung, die auf die multiplen Herausforderungen des Jahrzehnts – wie Wirtschaftsflaute, steigende Rohölpreise und die zunehmende »Enthumanisierung« der Arbeitswelt<sup>110</sup> – für den Einzelnen

107 George Katona, *Der Massenkonsum. Eine Psychologie der neuen Käuferschichten*, Wien u. Düsseldorf 1965, S. 327. Mit leicht anderen Einkommensgrenzen zur Bestimmung der Einkommensklassen wiesen die Herausgeber des *Fortune* Mitte der 1950er Jahre darauf hin, dass insbesondere die wohlhabende Mittelschicht wachse und noch weiter wachsen würde – und deshalb das bedeutendste Marktsegment in den USA darstelle (auch für Do-it-yourself-Produkte). Vgl. *Fortune* (Hrsg.), *The Changing American Market*, Garden City 1955, S. 53.

108 Dies gilt nicht nur für die Bundesrepublik, sondern z. B. auch für Großbritannien. Vgl. Smith, *Shadow Economy*, S. 173.

109 Dabei waren es aber weniger die Arbeitslosen selbst, die zu aktiven Heimwerkern wurden (schlichtweg, weil ihnen nun das Einkommen fehlte, um die teuren Do-it-yourself-Artikel zu finanzieren), sondern die weiterhin im Berufsleben Stehenden. Vgl. ebd., S. 178.

110 Zur Allgegenwart der Krisenrhetorik in den 1970er vgl. Horst Möller, *Die 1970er Jahre als zeithistorische Epochenschwelle*, in: Bernhard Gotto, ders. u. Jean Mondot (Hrsg.), *Nach »Achtundsechzig«. Krisen und Krisenbewusstsein in Deutschland und Frankreich in den 1970er Jahren*, München 2013 (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte Sondernummer), S. 1–11; hier S. 11. Zur Definition von Krise in der Zeitgeschichte als »ein Ensemble intern oder extern verursachter gravierender politisch-sozial-ökonomischer Legitimations-, Steuerungs-, Reproduktions- und Umwelthanpassungsprobleme« vgl. Christoph Boyer, *Zwischen Pfadabhängigkeit und Zäsur. Ost- und westeuropäische Sozialstaaten seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts*, in: Konrad H. Jarausch

praktikable Lösungen anbot. Bevor diesen Motivationen und Legitimationen im Einzelnen nachgegangen werden soll, sie über den zeitlichen Verlauf der 1950er bis in die 1980er nachvollzogen und damit auch die sich verändernden Heimwerkerpraktiken analysiert werden, geht es im Folgenden zunächst um die Einkommensfrage als dritte der hier besprochenen Voraussetzungen des Do-it-yourself.

Dass das Bruttosozialprodukt in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg und dann insbesondere in den 1950ern enorm gestiegen ist, belegen wirtschaftswissenschaftliche Studien und die wirtschaftsgeschichtliche Forschung.<sup>111</sup> Was dieser prozentuale, statistisch zu messende Anstieg bedeutete, hat vor allem die Konsumgeschichtsschreibung zu erforschen versucht, die danach fragte, ob sich diese Veränderungen in den Budgets von Familienhaushalten niederschlugen, um im Anschluss daran zu analysieren, wie sie verwendet wurden. So kann Michael Wildt anhand der Analyse von Haushaltsbüchern insbesondere von Arbeiterhaushalten eine signifikante Zäsur im Jahr 1957 feststellen – ein Jahr, das auch für die Geschichte der »Do-it-yourself-Bewegung« von Bedeutung war, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Erst in diesem Jahr überwog der prozentuale Anteil des Einkommens, der für den elastischen Bedarf aufgewendet werden konnte, denjenigen des starren Bedarfs.<sup>112</sup> Auch wenn das zeitgenössische Konzept der Differenzierung in starren und elastischen Bedarf nicht immer trennscharf war,<sup>113</sup> dient es dennoch der Konsumgeschichtsschreibung dazu, den Zeitpunkt zu markieren, an dem sich in der Bundesrepu-

(Hrsg.), *Das Ende der Zuversicht. Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008, S. 103-119; hier S. 103. All diese Krisenphänomene zusammengenommen geht Süß gar davon aus, dass man die »Endzäsur eines ›kurzen 20. Jahrhunderts‹ in den siebziger Jahren [...] setzen kann«. Winfried Süß, *Der keynesianische Traum und sein langes Ende. Sozioökonomischer Wandel und Sozialpolitik in den siebziger Jahren*, in: Konrad H. Jarausch (Hrsg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008, S. 120-137; hier S. 123.

111 Für die Jahre des Booms vgl. Kaelble, *Boom*, S. 231.

112 Vgl. Michael Wildt, *Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1963*, in: Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Arbeiter im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1991 (= *Industrielle Welt* 51), S. 573-610; hier S. 585.

113 Vgl. zur Kritik ders., *Die Kunst der Wahl. Zur Entwicklung des Konsums in Westdeutschland in den 1950er Jahren*, in: Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble u. Jürgen Kocka (Hrsg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt a. M. 1997, S. 307-325; hier S. 309.

blik die »Konsumgesellschaft« Bahn brach.<sup>114</sup> Erst ab den späten 1950er Jahren wurde es möglich, dass sich auch Arbeitnehmerhaushalte mit langlebigen Konsumgütern eindecken konnten – Produkte, die in den 1960er Jahren nahezu flächendeckend verbreitet waren.<sup>115</sup> Ein einzigartiger »Wohlstandssprung« in weiten Teilen der Gesellschaft war festzustellen.<sup>116</sup> Auch Werner Abelshauser legt ähnliche Zahlen vor: So stiegen der Reallohn und die Kaufkraft zwischen 1950 und 1965 auf »fast das Zweieinhalbfache«.<sup>117</sup> Bis 1973 war gar eine Verdreifachung der Löhne und Gehälter festzustellen – eine »beispiellose generationentypische Erfahrung«.<sup>118</sup> Aus der Perspektive der Betroffenen heraus spricht Lutz Niethammer für den Zeitraum seit den späten 1950er Jahren von einer alltagskulturell erfahrbaren »Normalisierung«, die die Betroffenen als Einlösung der schon in den 1930er Jahren gemachten Wohlstands-, Konsum- und Sicherheitsversprechen ansahen.<sup>119</sup>

Die Kennzeichen des Lebensstils der späten 1950er Jahre, die in die 1960er Jahre weitergetragen wurden (»Rückzug in die private Häuslich-

114 Vgl. dazu ders., Vom kleinen Wohlstand. Eine Konsumgeschichte der fünfziger Jahre, Frankfurt a. M. 1996, S. 76. Zum klassenübergreifenden Charakter dieser »Wohlstandsexplosion« vgl. Kaschuba, Lebenswelt, S. 52 u. Andreas Rödder, Das »Modell Deutschland« zwischen Erfolgsgeschichte und Verfallsdiagnose, in: VfZ 53 (2006), H. 3. S. 345-363; hier S. 353.

115 Vgl. Axel Schildt, Freizeit, Konsum und Häuslichkeit in der »Wiederaufbau«-Gesellschaft. Zur Modernisierung von Lebensstilen in der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren, in: Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble u. Jürgen Kocka (Hrsg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a. M. 1997, S. 327-348; hier S. 338 ff. Zur Häuslichkeit, die ein »bestimmtes Maß an erlebbarer Sicherheit« in den multiplen Unsicherheitsszenarien der 1950er und vor allem in Erinnerung an die politisierte Zeit den Nationalsozialismus bot, vgl. auch schon Hans Braun, Das Streben nach »Sicherheit« in den 50er Jahren. Soziale und politische Ursachen und Erscheinungsweisen, in: AfS 18 (1978), S. 279-306; hier vor allem S. 288 u. 304.

116 Vgl. Wolfrum, Bundesrepublik, S. 312.

117 Abelshauser, Fünfziger Jahre, S. 47.

118 Schildt, Ankunft, S. 52. Vgl. zu den außergewöhnlich hohen Steigerungen von Löhnen und Gehältern in Zeiten des Booms Gerold Ambrosius u. Hartmut Kaelble, Einleitung. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen des Booms der 1950er und 1960er Jahre, in: Hartmut Kaelble (Hrsg.), Der Boom 1948-1973. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und in Europa, Opladen 1992 (= Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin 1964), S. 7-32; hier S. 17 ff.

119 Vgl. Lutz Niethammer, »Normalisierung« im Westen. Erinnerungsspuren in die 50er Jahre, in: Gerhard Braun (Hrsg.), Neuland. Nordrhein-Westfalen und seine Anfänge nach 1945/46, Essen 1986, S. 175-206; hier S. 184 f.

keit und in die Familie«, die Betonung von behaglicher Einrichtung des Wohnraums und das Fortleben des Sparens zur Anschaffung langlebiger Konsumgüter),<sup>120</sup> waren nicht nur die Garanten für den Erfolg des »Hegemons der häuslichen Freizeit«, also der Massenmedien.<sup>121</sup> Sie waren gleichzeitig die mentale Basis dafür, wie das verfügbare freie Einkommen jenseits von Unterhaltungselektronik eingesetzt wurde – und damit waren sie Grundlage einer sozialen Praxis, die zum einen im eigenen Haus auszuführen war, die zum anderen eine selbstgeschaffene Gemütlichkeit versprach und für die drittens nicht unbeträchtliche Aufwendungen für Maschinen und Material anfielen: also für das Do-it-yourself.<sup>122</sup>

Do-it-yourself als Kennzeichen der Wohlstandsgesellschaft – in der Einleitung wurde die entsprechende Passage aus dem Impressum der Zeitschrift *Selbst ist der Mann* schon zitiert und in der Betrachtung von Einkommen und frei verfügbaren finanziellen Ressourcen konnte der zeitgenössisch postulierte Zusammenhang konkretisiert werden.<sup>123</sup> Dieser Zusammenhang kam auch mit den krisenhaften 1970er nicht an ein Ende, als – wie Michael Prinz es herausarbeitet – die »Knappheitsrhetorik« wieder an Konjunktur gewann.<sup>124</sup> Heimwerker und Beobachter legten nun verstärkt Wert auf die Herausstellung der Einsparmöglichkeiten durch Do-it-yourself.<sup>125</sup> In seiner Analyse des westdeutschen Konsumverhaltens der 1950er und 1960er Jahre und insbesondere des Einkaufs von langlebigen Konsumgütern auf Raten spricht Michael Wildt davon, dass sich die Bundesbürger zwar durch einen Konsum dieser Produkte auszeichneten – dieser sei aber häufig mit einem schlechten Gewissen und der Angst, als liederlich wahrgenommen zu werden, verbunden gewesen.<sup>126</sup>

120 Vgl. Abelshauer, *Fünfziger Jahre*, S. 335.

121 Vgl. Schildt, *Hegemon*, S. 465.

122 Schildt spricht davon, dass insbesondere die fünftägige Arbeitswoche »im Zusammenhang mit den weiter steigenden Einkommen und der Ansiedlung am Stadtrand (im Grünen) zur Herausbildung eines neuen Lebensstils bei[trug]«. Schildt, *Ankunft*, S. 71. Teil dieses Lebensstils war für viele Bundesbürger das Do-it-yourself.

123 Das Selbermachen war somit – ebenso wie die von Prinz analysierte Selbstversorgung – keinesfalls ein Gegenmodell zur Moderne, sondern war auf vielfältige Weise mit ihr verbunden. Vgl. Michael Prinz, *Selbstversorgung – ein Gegenprinzip zur Moderne? Bemerkungen aus historischer Perspektive*, in *Westfälische Forschungen* 61 (2011), S. 279-306; hier S. 284.

124 Vgl. ebd., S. 289.

125 Auf die unterschiedlichen Motive zum Heimwerken wird im Folgenden noch eingegangen.

126 Michael Wildt, *Amerika auf Raten. Konsum und Teilzahlungskredit im Westdeutschland der fünfziger Jahre*, in Heinz Bude u. Bernd Greiner (Hrsg.),

Do-it-yourself hingegen appellierte an das Modell der Sparsamkeit, war also in der Lage, dieses schlechte Gewissen zu reduzieren und Konsumausgaben in diesem Bereich zu legitimieren.<sup>127</sup> So belegten Studien, die wiederum häufig von den Bau- und Heimwerkermarktbetreibern wenn nicht in Auftrag gegeben, so doch wenigstens breit rezipiert wurden, dass in den 1970er und 1980er Jahren keinesfalls von einer nachlassenden Nachfrage im Bereich der Freizeitwirtschaft auszugehen sei – und einer der wichtigsten und umsatzstärksten Bereiche der Freizeitwirtschaft war das Do-it-yourself-Geschäft.<sup>128</sup> Die allgemeine publizistische Krisenrhetorik spielte einer durch Einspareffekte zu begründenden Konsumpraxis eher in die Hände, als dass sie ihr geschadet hätte.

Dass die 1970er Jahre – trotz aller Krisenrhetorik – zunächst nicht zu Einkommenseinbußen führten, sondern sich vielmehr »viele Deutsche [...] Mitte der 1970er-Jahre an den satten Lohnerhöhungen« (und an hohen Renten) erfreuen konnten,<sup>129</sup> verstärkte die Spielräume, das frei verfügbare Einkommen für Freizeitausgaben (vor allem auch im Bereich des Do-it-yourself) ausgeben zu können. Empirische Studien aus den 1980er Jahren bestätigten das Bild, dass die Mehrheit mit dem erreichten Stand an Einkommen und Arbeitszeitverkürzung relativ zufrieden und deshalb nicht sonderlich geneigt war, verkürzte Arbeitszeiten gegen eine Verminderung des Einkommens einzutauschen.<sup>130</sup> Andersherum war ebenfalls keine Bereitschaft zu erkennen, Einbußen im Rahmen der Freizeit hinzunehmen, um so das Einkommen zu erhöhen.<sup>131</sup> Freizeit und Einkommen waren auf einem derart hohen Niveau, dass beides den Vorlieben der Bundesbürger entgegenkam und ihnen die notwendigen monetären

Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik, Hamburg 1999, S. 202-230; hier S. 219.

127 Zugleich hatte es noch den Vorteil – trotz seiner amerikanischen Herkunft – dem vermeintlich deutschen Qualitätsbewusstsein zu entsprechen, dem (in der Perspektive der Heimwerker) weder die Industrie noch die immer wieder aufs Schärfste kritisierten Handwerker genügen konnten. Zum Pochen auf Qualität im Vergleich zum amerikanischen Konsum, dem man eine Orientierung an Schnellebigkeit und Mode nachsagte, vgl. ebd., S. 222 f.

128 Für die genauen Zahlen vgl. Kapitel 4.

129 Frank Bösch, Umbrüche in die Gegenwart. Globale Ereignisse und Krisenreaktionen um 1979, in: *Zeithistorische Forschungen* 9 (2012), H. 1, S. 8-32; hier S. 13.

130 Vgl. Uwe Engfer, Karl Hinrichs u. Claus Offe, Arbeitszeitsituation und Arbeitszeitverkürzung in der Sicht der Beschäftigten, in: Claus Offe (Hrsg.), »Arbeitsgesellschaft«. Strukturen und Zukunftsperspektiven, Frankfurt a. M. u. New York 1984, S. 167-204; hier S. 179 ff.

131 Vgl. ebd., S. 190.

und temporalen Ressourcen bereitstellte, um Do-it-yourself betreiben zu können.

Drei Rahmenbedingungen haben die Ausweitung des Konsums seit den 1950er Jahren überhaupt erst möglich: die Arbeitszeitverkürzung, der hinzugewonnene Raum durch größere Wohnungen und den Eigenheimbau und schließlich eine Steigerung des frei verfügbaren Einkommens.<sup>132</sup> All dies waren und blieben auch die Voraussetzungen für die breite Akzeptanz des Heimwerkens in der Bundesrepublik Deutschland – neben den für die einzelnen Aufgaben notwendigen körperlichen Fertigkeiten und intellektuellen Kompetenzen. »Vermehrung der Freizeit bei Erhöhung des Volkseinkommens ist die Devise der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, so Clemens A. Andreae in seiner *Ökonomik der Freizeit* von 1970.<sup>133</sup> Und beides – zusammen mit dem vorhandenen Raum – waren die idealen Voraussetzungen dafür, zu Heimwerkern zu werden.

Für die flächendeckende Verbreitung der Idee des Do-it-yourself wiederum sorgte ein eigenes Genre von Heimwerkerpublizistik, die in Anleitungsbüchern, Zeitschriften und später auch Fernsehsendungen Schritt für Schritt erklärte, wie man im Sinne des Do-it-yourself tätig werden konnte und so zur »Selbstausbildung« in der Freizeit beitrug.<sup>134</sup> Die erste Ausgabe des Magazins *Selbst ist der Mann* erschien 1957 – genau in dem Jahr, für das die konsumgeschichtliche Forschung den Durchbruch der Konsumgesellschaft in der Bundesrepublik annimmt.<sup>135</sup>

### 2.3 »Do-it-yourself« oder die Freude es selbst zu tun.<sup>136</sup>

#### Heimwerken in den 1950er und frühen 1960er Jahren

Ein Beispiel aus der Reihe der beliebten Werbespots des Zigarettenherstellers *HB*: Ein durchschnittlicher Samstag im Leben des *Alter Ego* des bundesrepublikanischen Durchschnittsbürgers Bruno. Was ansteht, sind Heimwerkeraufgaben, der Hobby- und Werkkeller des Eigenheims wird aufgesucht, das Werkzeug bereitgelegt und die Maschine in Gang gesetzt. Was folgt, ist – dem Gesetz der Serie geschuldet – die häusliche

132 Vgl. Schildt, *Freizeit*, S. 329.

133 Clemens A. Andreae, *Ökonomik der Freizeit. Zur Wirtschaftstheorie der modernen Arbeitswelt*, Reinbek bei Hamburg 1970, S. 28.

134 Zum Begriff der »Freizeit als Selbstausbildung« vgl. Silbermann, *Wohnen*, S. 74.

135 Vgl. Wildt, *Wohlstand*, S. 76.

136 So die Überschrift einer Werbeanzeige der Robert Bosch GmbH in der ersten Ausgabe von *Selbst ist der Mann* 1 (1957), H. 1, S. 34.

Katastrophe, die den mit so viel Elan an die Arbeit gegangenen Bruno »in die Luft gehen« lässt.<sup>137</sup>

War diese kurze Episode als werbewirksame Botschaft über die beruhigende Wirkung von *HB*-Zigaretten gedacht, so verdeutlicht sie in der heutigen Betrachtung zweierlei. Wenn man – wie Gerhard Paul es in einem programmatischen Aufsatz tut – Werbung zur Analyse der Gesellschaft heranzieht, in der sie gesendet/gedruckt und rezipiert wurde, so lassen sich anhand dieses kurzen Filmbeitrags zentrale Erkenntnisse im Sinne der Fragestellung der Arbeit ableiten.<sup>138</sup> Zum einen kann Brunos Bemühen im Hobbykeller im Sinne von Paul als Einblick »in das materielle und mentale Interieur der bundesdeutschen Modernisierungsgesellschaft« gelesen werden.<sup>139</sup> Dass die Marketing-Experten des Tabakkonzerns sich des Themas Do-it-yourself annahmen und ihre populäre Figur in das Setting eines Werkkellers setzten, kann somit als ein Beleg für die Popularität dieser Praxis in der Gesellschaft verstanden werden. Zum anderen ist gerade das Versagen Brunos und vor allem die auf das Amüsement der

137 Zu den Herstellungsbedingungen und Urhebern dieser beliebten Werbespots vgl. Gerhard Paul, *Das HB-Männchen. Werbefigur des Wirtschaftswunders*, in: *Zeithistorische Forschungen* 5 (2007), H. 1/2. Online-Ausgabe: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208752/default.aspx>, aufgerufen am 12. 12. 2013. Das kurze Video ist einsehbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=vEoBNJTalq8>; aufgerufen am 12. 12. 2013. Die Werbeabteilungen von Zigarettenunternehmen sahen im Heimwerken generell ein geeignetes Thema, um ihre Produkte an den Mann zu bringen. So veröffentlichte *MB* 1980 eine nur versteckt als »PR-Anzeige« gekennzeichnete Bauanleitung für ein »Balkonmöbel«. Zu den benötigten Materialien gehörten neben Brettern und Leisten auch die *MB*-Zigaretten. »Während der Kontaktkleber antrocknet, entspannt sich unser Heimwerker durch Rauchen einer selbstgedrehten, aromatischen *MB*-Zigarette«, so Arbeitsschritt 5. O. A., Bauen Sie ein dekoratives Balkonmöbel, in: *Selbst ist der Mann* 24 (1980), H. 7, S. 70-75; hier S. 70.

138 Vgl. Paul, *HB-Männchen*, Abschnitt 1. Zu einer kritischen Betrachtung der Werbegeschichte als Widerspiegelung der Gesellschaft, in der sie entstanden ist, vgl. Konrad Dussel, *Wundermittel Werbegeschichte? Werbung als Gegenstand der Geschichtswissenschaft*, in: *NPL* 42 (1997), S. 416-430; hier S. 427. Allerdings konzediert auch Dussel die zentrale Bedeutung von Werbung als geeignetem Indikator zu einer sozial- und kulturgeschichtlichen Auseinandersetzung mit einer Epoche. Vgl. ebd., S. 428. Allgemein zu einem kulturgeschichtlich reflektierten Umgang mit Werbung als Quelle vgl. Clemens Wischermann, *Einleitung. Der kulturgeschichtliche Ort der Werbung*, in: Peter Borscheid u. d. Hrg., *Bilderwelt des Alltags. Werbung in der Konsumgesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Jürgen Teuteberg*, Stuttgart 1995 (= *Studien zur Geschichte des Alltags* 13), S. 8-19.

139 Paul, *HB-Männchen*, Abschnitt 19.

Zuschauer angelegte Darstellung dieses Scheitern von Interesse; der nicht nur in dieser Werbung, sondern auch in den Heimwerkerpublikationen immer wieder gepflegte Heimwerkerhumor, dessen zentrales Motiv die Nichtfertigstellung des begonnenen Projekts war und der in vielen Fällen die Verletzung des Heimwerkers ironisierend darstellte, schien dem sonst propagierten Bild des Heimwerkers als maskulinem Gestalter der eigenen Lebensumwelt zuwiderzulaufen. Auf die so aufgeworfene Frage der gefährdeten Männlichkeit und die feine Klaviatur zwischen Maskulinität und Lächerlichkeit, auf der die Do-it-yourselfer durchaus selbstironisch zu spielen verstanden, wird im Folgenden noch einzugehen sein. Zunächst geht es jedoch darum, die zunehmende Popularität des Heimwerkens seit den späten 1950er Jahren zu beleuchten, zu fragen, wer die Heimwerker waren und welche Aufgaben sie vollführten (oder welche Aufgaben ihnen zumindest von der schreibenden Avantgarde des Heimwerkergedankens vorgestellt und erläutert wurden) und mit welchen Motivationen sie an die Arbeit gingen.

Ganz im Sinne des praxeologischen Ansatzes Sven Reichardts geht es dabei darum, »körperlich rätige Akteure in dem Vollzug ihrer Handlungen zu untersuchen«,<sup>140</sup> sie in ihrem »sozialen Feld« (Bourdieu) zu verorten<sup>141</sup> und dabei nach der durch die Praxis hervorgerufenen Sinnstiftung zu fragen.<sup>142</sup> Gerade wegen der Bedeutung, die dabei (auch symbolisch überhöhte) Maschinen und Materialien für die Heimwerker einnahmen, kann, wie von Reichardt gefordert, sowohl »die *Körperlichkeit der Praktiken* als auch die Bedeutung der *Materialität der Dinge und Artefakte*« berücksichtigt werden.<sup>143</sup> Das Ergebnis dieser Untersuchung ist eine sowohl sozialgeschichtlich als auch kulturgeschichtlich argumentierende,<sup>144</sup>

140 Sven Reichardt, Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung, in: Sozial.Geschichte 22 (2007), S. 43-65; hier S. 44.

141 Vgl. ebd., S. 57.

142 Vgl. ebd., S. 44.

143 Ebd., S. 48 [Hervorhebungen im Original]. Ähnlich versteht auch Trentmann den »material turn«, bei dem es ihm nicht nur um die Dinge an sich geht, sondern vor allem auch um deren alltägliche praktische Benutzung. Dabei steht für ihn vor allem der Zusammenhang zwischen Nutzern, Dingen, Werkzeugen, Kompetenzen, Erwartungen und Wünschen im Vordergrund. Vgl. Frank Trentmann, Materiality in the Future of History. Things, Practices, and Politics, in: Journal of British Studies 48 (2009), S. 283-307; hier S. 283, 290 u. 297.

144 Reichardt, Praxeologische Geschichtswissenschaft, S. 48. Für die Anwendung eines praxeologischen Ansatzes auf die Geschichte der Arbeit vgl. Thomas Welskopp, Produktion als soziale Praxis. Praxeologische Perspektiven auf die Geschichte betrieblicher Arbeitsbeziehungen, in: Knud Andresen, Michaela Kuhnhenne,

den Wandel der Zuschreibungen und des Feldes mit einbeziehende Analyse des Heimwerkens.<sup>145</sup>

### 2.3.1 Das Mutterland des Do-it-yourself. Die USA als Vorbild

1956 veröffentlichte Heinrich Klein im *Deutschen Handwerksblatt* einen Bericht über seine Beobachtungen in den USA. Insbesondere das Do-it-yourself hatte es dem bundesrepublikanischen Besucher angetan. In Amerika habe die »Do-it-yourself-Bewegung« einen bedeutenden Umfang angenommen, weil hier »der arbeitende Mensch über weit mehr Freizeit verfügt als bei uns«. Hinzu komme eine spezifisch amerikanische Mentalität, die sich vor allem durch »Pioniergeist auszeichne«.

»Der Amerikaner, ein Gegner aller Tradition und fremder Vorbilder, experimentiert leidenschaftlich und hat gerade diesem Charakterzug schon manchen Fortschritt zu verdanken. Es macht ihm aber ebenso wenig aus, von heute auf morgen alle Versuche konsequent aufzugeben, wenn der Erfolg noch nicht oder nicht mehr gegeben ist, und sich neuen Experimenten zuzuwenden. Daraus erklärt sich das erstaunlich schnelle Anwachsen der Do-it-yourself-Bewegung einerseits, andererseits ergibt sich daraus, daß ein abschließendes Urteil noch nicht gefällt werden kann und eine längere Entwicklungszeit abgewartet werden muß.«<sup>146</sup>

Jürgen Mittag u. a. (Hrsg.), *Der Betrieb als sozialer und politischer Ort. Studien zu Praktiken und Diskursen in den Arbeitswelten des 20. Jahrhunderts*, Bonn 2015 (= *Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung. Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte* 98), S. 29-52.

- 145 Gerade die Einbeziehung des Feldes beziehungsweise der Rahmung der sozialen Praxis des Heimwerkens macht es möglich, zu analysieren, dass ähnlich aussehende Handlungen gänzlich unterschiedlich motiviert sein konnten und einer gänzlich anderen Deutung durch die Akteure unterlagen. Dies wird insbesondere in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren deutlich, wo neben die inzwischen schon traditionellen Heimwerker eine neue Gruppe von Selbermachern trat und mit dem Elan der alternativen Bewegungen nichts weniger als eine durch einen möglichst großen Anteil an Selbstgemachtem die herkömmliche Gesellschaftsordnung zu beseitigen suchte.
- 146 Heinrich J. Klein, »Do-It-Yourself« – auch bei uns?, in: *Deutsches Handwerksblatt* 8 (1956), S. 73-74; hier S. 73. Diese »Pioniermentalität« sei auch ausschlaggebend dafür, dass die »amerikanische Axt« zu einem Erinnerungsort der USA geworden sei. Vgl. Gary Kulik, *Dinge und nationale Differenz. Die amerikanische Axt*, in: Anke Ortlepp u. Christoph Ribbat (Hrsg.), *Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände*, Stuttgart 2010 (= *Transatlantische Historische Studien* 39), S. 33-49.